

A U R O R A

Ein romantischer Almanach

Herausgeber

Karl Freiherr von Eichendorff

Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff



Verlag „Der Oberschlesier“

Oppeln

1 9 2 9

Genehmigter Neudruck
jal-reprint Würzburg

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 1. Hrsg. von Karl Freiherr von Eichendorff und Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff. Oppeln 1929.

Titelblatt

Franz Joseph Zlatnik, <i>Eichendorffs Geist</i>	1
Adolf Dyroff, <i>Zum Namen AURORA</i>	2
Anton Mayer-Pfannholz, <i>Eichendorff und die bildende Kunst</i>	13
Adolf Dyroff, <i>Dante, Calderon und die künftige Romantik</i>	27
Paul Bellardi, † <i>Aus der Jugendzeit</i>	51
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Briefe Eichendorffs an Otto Heinrich Graf von Loeben</i>	55
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Drei Gedichte Otto Heinrichs Graf von Loeben</i>	77
Heinrich Zerkaulen, <i>Ein Dichter unserer Zeit</i>	79
Hubert Pöhlein, <i>Die Memoirenfragmente Josephs von Eichendorff, Texte und Untersuchungen</i>	83
Augustin Wibbelt, <i>Eichendorff im Walde</i>	117
Max Jungnickel, <i>Eichendorff im Kriegstagebuch</i>	119
Adolf Dyroff, <i>Über deutsches Heimatgefühl bei Eichendorff</i>	120
Alfons Nowack, <i>Reichspräsident von Hindenburg in Lubowitz</i>	128
Karl Freiherr von Eichendorff, <i>Uraufführungen Eichendorff'scher Bühnenspiele</i>	130
Adalbert Müller-Bonn, <i>Adalbert Stifters Kunstanschauung und unsere Aufgabe</i>	133
Adolf Dyroff, <i>Vom romantischen Rätsel</i>	139
Alois Stockmann, <i>Eichendorff-Bibliographie</i>	143

*

Karl Sczodrok, *Vergeßt nicht Eichendorffs Heimat!*

Abbildungen und Faksimiles

Joseph Freiherr v. Eichendorff, Jugendbildnis aus dem Jahre 1809, nach einer Kopie des jetzt im Original nicht mehr vorhandenen Miniaturportraits von Joseph Raabe in Breslau.....	vor Titelei
Schloß Lubowitz zur Zeit der Eichendorffs.....	nach S. 16
Aus Eichendorffs Heimat.....	nach S. 32
Graf Loeben. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Hensel.....	nach S. 48
Aus Eichendorffs Heimat.....	nach S. 64
Handzeichnung von August Corrodi, <i>Waldeinsamkeit</i> , Geschenk Corrodis an Eichendorff i. J. 1854.....	nach S. 80
Aus Eichendorffs Heimat.....	nach S. 96
Facsimile Eichendorffs. Aus der Novelle <i>Aus dem Leben eines Taugenichts</i>	nach S. 112
Aus Eichendorffs Heimat an der neuen polnischen Grenze.....	nach S. 128

Eichendorffs Geist
Mittagsphantasie im Schönbrunner Parke

Von Franz Joseph Zlatnik

Wie einsam ist's im weiten Parkesraume! –
Ringsum Fontänen rauschen leise
Die alte, melanchol'sche Weise,
Und Marmorbilder an der Büsche Saume
Steh'n hell im Mittagssonnenstrahl;
Ein Vöglein zwitschert manchesmal
Im tiefen Grün – – mir ist es, wie im Traume...

Hör' ich ein Flüstern nicht von holden Zeiten? –
Was D u in hohem Herzensdrange
Dereinst gesungen süß und bange,
Fühl ich durch meine Seele gleiten...
O herrlich edler Sänger Du,
D e i n G e i s t durchatmet diese Ruh',
Mit Märchen füllend diese Einsamkeiten! –

Vertont von Humbert Geyer.

Zum Namen AURORA

„Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht.
Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!“

Das sind die Endverse des Liedes „Frische Fahrt“, mit dem Eichendorff seine „Wanderlieder“ und zugleich seine große Gedichtsammlung einleitet. „Aurora“ bedeutet dem Dichter nicht etwa den Aufgang einer neuen Sonne, die er mit seiner Kunst heraufführen wollte. Nein, sie ist ihm das Symbol des frischen Morgens, der jeden Tag heraufkommt:

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig’ ich in stiller Stund’
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

„Die Sonne ging eben prächtig auf“, so hebt Eichendorffs erster Roman an, so klingt er aus. Diese Morgenfreude läßt ihm auch die Lerche so lieb erscheinen. Das Morgenrot soll den von Fortuna gedemütigten Dichter mildherzig zudecken. Und in dem fernen Wunderlande, von dem die Vögel singen, hat das Morgenrot noch keine Grenze. Nach Eulen fragt der junge Morgen noch nichts. So wird denn dem Dichter der Morgen das Sinnbild und ewige Erlebnis des immer frischen Vorwärts- und Aufwärtsstrebens:

Den Morgen sah’ ich ferne scheinen,
Die Ströme zieh’ n im grünen Grund.
Mir ist so wohl! – Die’s ehrlich meinen,
Die grüß’ ich all aus Herzensgrund!

Wer alle die Worte zusammenstellen wollte, durch die Eichendorff den frohen Morgenschimmer grüßt, der würde immer wieder auf den Hintergedanken stoßen, daß der Morgen, so anders als der so trübe stimmende Abend und die gemütverdüsternde Nacht, belebende Hoffnung, Ermutigung und neue Kraft verleiht. Schon in einem seiner frühesten Gedichte, in der „Klage“ von 1809, ist ihm Aurora der Ausdruck neuen Seins und Tuns nach gottverlassenem, zerfahrenem Hantieren der „dummen Zeit“:

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehau'n sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf!

Man spricht heute vielfach von einer „ewigen Philosophie“, einer Philosophie, die sich immer wieder verjüngt. So darf man auch von einer „Ars perennis“ sprechen. Wie die Sonne stets wieder aufgeht, so perenniert auch die wahre Kunst. Mit Fug und Recht empörte sich einst Platen gegen des Philosophen J. J. Wagners Wort: „Die Kunst ist tot, wir haben sie begriffen.“

Nein, immer von neuem schmückt sich der Plan mit entzückenden Blumen. Die Kunst entwickelt sich nicht, sie sprießt immer wieder auf. Und wenn wir mit Schiller gläubig sagen:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns“,

so meinen wir nicht, daß es nur einen Musterdichter gegeben habe, Homer. Von solchem Wahne des Neuhumanismus haben wir uns ebenso abgewandt wie von der Nachahmungslehre des Althumanismus, der nur von der „Imitation“ der besten Meister das Heil der künftigen Kunst erwartete. Man weiß jetzt, daß die Anregung – sie belebt gewiß – nicht allein wirken darf und daß sie das Gegenteil von tierischem Nachkauen will.

Es gab lange vor Eichendorff noch einen, dem die Morgenröte Symbol eines stets neuen Lebens war — Jakob Boehme! Seinem ganz prächtigen „Boehme-Lesebuch“, das endlich manchen hinter die von Bohemes gelehrten „Gönnern“ und Vorwärtstreibern eingeschmuggelten Abstrusitäten hindurchsehen läßt, setzt Paul Hankamer ein Gedicht von Novalis vor und dieses mündet in die Worte:

„In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.“

Hankamer betont auch auf Grund unveröffentlichter Studien, daß erst aus und in der Romantik die eigentliche Wirkung Boehems und sein eigentlicher Sinn vermittelt wurde. Wenn der tiefgründige Boehmeforscher des Theosophen Werk als „das größte

des deutschen Barock“ wertet, so darf doch gesagt werden, daß ohne das Barock die Romantik undenkbar ist. „Die Morgenröte im Aufgang“ betitelte Boehme sein erstes Werk. „Aurora“ nannten’s die Freunde. So darf uns darum „Aurora“ auch Symbol einer stets sich aus deutscher Seele immer wieder neu gebärenden und Gott innig zugewendeten Kunst sein. Die theologischen Streitigkeiten, die Boehme hatte, kümmern uns heute noch weniger als die alte Romantik. Aber den „kindlichen Anfang“ Boehmes, die Rücksicht auf das Volkstümliche, das Boehme bei seinem Bilde im Auge hatte, das können und sollen wir beibehalten.

Als dritter Verehrer Auroras ist Calderon zu nennen. Ein Philologe hat ihm vorgehalten, daß er so gerne „Aurora“ sage. Kann man es aber einem Spanier verübeln, daß er ein klangschönes Wort dem geläufigeren spanischen Wort für Morgenröte vorzieht? Zudem lag die Verwendung antik-mythologischer Vorstellungen im damaligen Zeitgeschmack. Fällt für uns von heute der Geschmack des Humanismus auch gänzlich hinweg, so bleibt doch für alle Zeit der stärkere Wohlklang der Laute bestehen, die das Wort in der bestimmten Reihenfolge zusammensetzen. Das griechische „Eos“ ist weichlich für unser Ohr und mit der „rosenfingrigen Eos“ können wir nur die Vorstellung von Lieblichkeit und freundlich-schwebender Eile verbinden, nicht die von flammender Kraft. Wenn jener Philologe es ferner tadelt, daß Calderon jedesmal den Tau als Tränen Auroras bezeichnet, so müssen wir das ja nicht mitmachen. Wir wollen im Morgentau lieber ein Symbol des Erquickenden, Erfrischenden sehen, das mit dem Auftauchen der Morgenröte Hand in Hand geht. Den hohen poetischen Reiz des Morgenrotes erfaßt und vermittelt uns der Spanier trotzdem. Des wollen wir uns doch einfach freuen, statt über die Auswirkung von Zeitnotwendigkeiten und Zufälligkeiten in den poetischen Stil Calderons hinein griesgrämelnd und mundfältig die Nase zu verziehen. Wir wollen auch nicht übersehen, daß der spanische Dichter der Morgenröte einmal eine sehr ernste und hohe Aufgabe zuerteilt. Eines der merkwürdigsten Dramen von Calderon trägt den klangschönen Namen: *La Aurora en Copacabana*. Es feiert, den Stil seiner Eucharistiespiele mit dem seiner historischen Glaubensspiele aufs wunderbarste mischend, den siegreichen Einzug des Christentums in das Reich der Incas. Der peruanische Sonnendienst wird zum Lichtdienst des Christentums verklärt, indem Maria als die Morgenröte, als die Mutter des wahren Sonnenkindes die Herrschaft über die liebenden Herzen im fernen, fremden Reiche antritt. Wenn zu Ende des zweiten Aktes aus dem Frauenmund der heidnischen Idolatria prophezeit wird, daß „in späteren Jahren bessere Sonne dort aufgehen werde in schöner Morgenröte Armen“, so hallt der Schluß des dritten Aktes wieder von den Kehrversen:

Heil dem sel'gen Morgenlicht,
Das uns bess're Sonne bot,
Wo ein schön'res Morgenrot
An in Copacabana bricht.

Lorinsers allzuwörtliche Übersetzung der calderonschen Verse ist an sich nicht gerade verlockend. Möge ein wirklicher Dichter eine uns zusagende Nachdichtung des schon durch seinen Stoff so beachtenswerten Schauspiels schaffen. Aber von einem tiefer gebildeten Manne darf man wohl erwarten, daß er durch die ungenießbare Schale hindurch zu dem feinen Kern des Gedankens vorzudringen weiß.

Wir sind sonach berechtigt, Aurora als unser Symbol zu wählen. Wir wollen stete kraftvolle Erneuerung, stetes Wiederaufleben, stetes frisches Aufstreben gut volkstümlicher und doch auf Hohes und Höchstes gehender deutscher Kunst.

Die schönsten Darstellungen in der bildenden Kunst hat „Aurora“ in der Zeit des werdenden Barocks empfangen durch Guido Reni und Guercino. Und es hat seine Nachfolger gehabt. Die Musik kennt den „Morgen“ des Haydn-Schülers Ries im Stile der „Schöpfung“ und der „Jahreszeiten“. Diesen Künsten hat es das feierliche, prächtige Aufsteigen der Aurora besonders angetan. Soll nicht alle wahre Kunst Pracht und Feierlichkeit lieben? So wahr üble Dünste alle Möglichkeit des wirklichen Kunsterlebens totschiagen, so wahr der werktägliche Genuß von Speise und Trank dem Schönen fremd sind, so wahr ist es, daß wirkliche Kunst den Sonntag der Erkenntnis, des Gefühls und des Willens heischt. Ein Wahn unserer Tage ist es, aus allem Kunst machen zu können. Das Modewort, daß wir unsere Salonmöbel im Stile der benzinduftenden Autos und nacktmathematisch gestalteten Luftfahrzeuge bauen sollen, ist Gerede. Was die Autofahrt und die Luftschiffahrt poetisch macht, ist das Feiertägliche, Abenteuerliche, die Erhöhung des Lebensschwunges, kurz das Romantische der Fahrt. Die tolle Jagd des Autos läßt uns die oft häßliche Form des Kastens übersehen. Und der Höhenflug des Zeppelin läßt uns das weniger Schöne der Innenapparatur des Holz- und Eisenvogels sowie seine unschöne Halbbleistiftform vergessen. Nach Sonntagskunst schreit unsere Zeit. Nach einer Kunst, die den zur wüsten Spielleidenschaft verdummtten Kaufmann erst gar nicht entstehen läßt. Der Jammer, den die Spielhöllen unserer Kaufmannsstädte in den Familien anrichten, ist zugleich der Jammer der Kunstliebe. Wer solcher Spannung verfallen ist, wie sie der Spieler nicht mehr entbehren kann, der hat für die edle Spannung, die das Kunstwerk gewährt, keine Poren mehr. Er steht dem verlästerten Alkoholiker verwandtschaftlich nahe. Die Kunst hat neben Moral und Religion die gewaltige Aufgabe, dem schrecklichen Hedonismus von Jugend auf ent-

gegenzuarbeiten, der die weitesten Schichten der europäischen und amerikanischen Bevölkerung durchseucht. Hedonismus ist noch schlimmer als Materialismus. Dieser hat wenigstens eine Metaphysik, wenn auch eine falsche. Er ist mit einer fast heroischen Hingabe an das Naturstudium und mit inniger Verehrung der Natur als eines Übermenschlichen vereinbar. Der Hedonist aber vermag wohl dem oberflächlichen Blick, nicht jedoch dem, der die Form der eleganten Schuhe betrachtet, die Schande der faunischen Bocksfüße zu verbergen. Eine Kunst, die den Menschen mit zur höchsten Höhe des Seins hinaufführen hilft, die alle Tage das Morgenopfer der Schönheit dem Höchsten darbringt, ist unsrer verwilderten Menschheit bitter not.

Das gelingt aber keineswegs durch einen künstlerischen Naturkult ohne Geist und Tiefe. Alle Virtuosität und Bravour in der Naturwiedergabe vermag öde graue Felsenwände und einförmiges Tannengrün der Alpen nicht zu beseelen, nicht wahrhaft zu beleben. Nie ist künstlerischer Naturalismus seinem Programm treu geblieben, wo er das Volk innerlich packte. Doch auch der vermeintliche Widerpart des Naturalismus, der kubistische oder sonst wie mathematisierende Expressionismus kann dem Geist nur Torturen auferlegen. Lebendig-Schönes ist verkleidete, mit Fleisch und Blut umkleidete Mathematik, und Geist ist etwas wesentlich anderes als ein Chaos von zufälligen, unsinnigen Reproduktionen und Einfällen, von absurden Formen. Wenn auch das Kunstwerk viel zu denken geben und Rätsel bergen soll, so darf es doch die glatte Gemeinverständlichkeit nicht durch eine freche Sinnlosigkeit ersetzen, der nicht zu raten und zu helfen ist. Aus sinnlosen Silben läßt sich ein Jodler, ein Refrain herstellen, aber kein Ausdruck von Geist. Der zarte, feinfühlig Impressionismus hat doch wenigstens feingeistige Stimmungen hervorzuzaubern gewußt. Und dennoch: Die volle Weite, die höchste Höhe und die grundstärkste Tiefe kann er nicht erreichen. Der Sonntag wird eingeleitet durch die müde, sanfte Stimmung des Sonnabends. Aber der wahre Sonntag des Gemütes will auch Glockenklang, Orgelton und Chorgesang.

Manager des Kubismus haben, so wird glaubwürdig berichtet, in Düsseldorf, als sie ihren Ismus leid werden sahen, vor Bildern der Nazarener erklärt, hier habe man ja das, was man wolle. Es ist kein gutes Zeichen für die Grundsatztreue dieser geistigen „Führer“, daß sie sowohl von ihrem Kubismus als von solcher Anwendung losgekommen sind. Auf dem rechten Wege waren sie: Wahrer, lebensvoller Expressionismus ist Romantik.

Was ist Romantik? Die Romantik des Literatur-, Kunst- und Musikhistorikers ist nicht das, was wir hier meinen können. Die „*Ars perennis*“ darf nicht durch Zeitzäune abgegrenzt werden. Und auch der alten, mittleren und neuen Romantik gegenüber

gilt die Verwerflichkeit der Meinung, als sei das wirklich Schöne wiederholbar und nachzuahmen. Was wahrhaft original ist, kann nicht nachgeahmt werden. Alle die Manien, die Shakespeare-, die Calderon-, die Goethe-, die Schillermanie und wie sie alle heißen mögen, brachten totgeborene Kinder zur Welt. Waren die Werke jener Dichter original, so konnten ihre Nachahmungen nur das Gegenteil davon sein. Die früheren Romantiker sind von dieser Wahrheit nicht ausgekommen. Zudem waren die Werke der früheren Romantiker nur der Anfang zur Ausführung ihres Programms. Ihr Drama ist, von Shakespeare, Calderon und Goethe abgesehen, nicht zur rechten Blüte gelangt. Alles, was die frühe Romantik auf dem Felde des Schauspiels leistete, ist klein, eng oder nicht besonders stark. Selbst Grillparzer hat nicht die volle innere Kraft, die das romantische Programm eigentlich erforderte. Man könnte jedoch Hebbel, Kleist und manches von Ibsen noch zur Romantik rechnen. Leider ist die Weiterbildung der Romantik durch eine Reihe von widrigen Umständen in allen Ländern verhindert worden. Zu Deutschland hat das Getöse des jungen Deutschland, dann der Realismus und endlich der Import des französischen Naturalismus sowie der scheinbare Sieg des Materialismus und des Positivismus dem hochfliegenden Ar Ketten um die Füße zu werfen versucht. In Frankreich hat die ewige Neuerungssucht und der Literarismus, d.h. das Leben aus Literatur statt aus dem Leben heraus die etwas schiefe Romantik noch mehr verbogen, die schon von E.T.A. Hoffmann, dem Mann ohne Glauben und ohne tiefe Metaphysik, dem Mann mit der Lust am Gespenstischen, Krankhaften und Perversen, so stark verbogen worden war. In England hat die Sentimentalität und der Sarkasmus ihr geschadet. Und so ließe sich für alle gebildeten Völker Europas erweisen, daß Gegenströmungen, die noch aus dem 18. Jahrhundert herrühren, Mißverständnisse und Mißbildungen der Entfaltung der romantischen Idee in den Weg kommen.

Aber darum war sie nicht tot. Die Morgenröte blüht nicht alle Tage und doch kommt sie oft wieder. Ein Blütenstrauch mag den einen oder den anderen Frühling leer bleiben; wenn er nur seine Kraft wieder empfängt, ist es gut! So ist Stifter erstanden. So erfreuten wir uns an der Handel-Mazzetti, an Federer, an Dörfler. So erstand Romantik in manchem, der sich ans „Hochland“, an Mumbauer, an „Orplid“ anschloß. So nehmen wir Rich. Wagner, Reger, Bruckner und Mahler als die unsern in Anspruch. Vielleicht kommt der Tag, an dem wir auch Hindemith umarmen dürfen. Einen Gegensatz zwischen Brahms und Bruckner gibt es für uns nicht. Daß Verdi ganz zu uns gehört, weiß jeder. Busoni könnte sich uns noch nähern, wenn er reicher und innerlich bedeutender würde. Die neue Malerei hat so viele Romantiker unter ihren Jüngern, daß es schwer fällt, die Grenzen zu ziehen. Alle Form- und die meisten

Richtungsgegensätze sind für die Romantik von untergeordnetem Belange. Möge der eine Künstler seiner Eigennatur nach sich so, der andere sich anders aussprechen. Für einen romantischen Maler ist nur wesentlich, daß sein Werk Sinn habe und keinen Unsinn, keine Sinnlosigkeit, keinen Widersinn, keine Hirnrissigkeit spiegele, daß es irgend eine dem Gegenstand angemessene Form besitze, der Inhalt nicht dürftig und kümmerlich, die Intensität der Töne nicht schwächlich, die Spannweite des Sehns nicht eng und spießhaft sei, sondern sich in allem Reichtum, Stärke und Kraft, Zug nach dem Unendlichen bei aller inneren Einfachheit und schlichte Einfachheit bei aller Größe entwickle. Von den Plastikern sind Donatello und Michelangelo, auch die Meister von Bamberg, Naumburg und Chartres unser eigen. Da Plastik ohne Beseelung nicht bestehen kann, wird es ein plastischer Künstler schon recht verrückt anstellen müssen, um uns ferne zu bleiben. Selbst der wütende Naturalist muß beseelen wollen. Es ist seine Sache, ob er statt beabsichtigter Natur eine Grotteske liefert. Die Mode der Stilisierung kann uns als Mode und in Übertreibungen nicht gefallen. Der letzte Sinn der Stilisierung war von Anfang im Geiste der Romantik gelegen. Die neue Sachlichkeit gefällt uns, weil sie Sinn und sachliche Grundlagen für das Kunstwerk will, sie mißfällt uns immer dort, wo sie mit Langweiligkeiten aufwartet. Das gilt insbesondere gegenüber der Baukunst. Wir haben keinen Grund, die Zukunft zu fürchten. Wir wissen nicht nur, daß alle verwirklichte Idee zeitliche Spuren des Verwirklichungsprozesses an sich tragen muß, sondern auch, daß sich Form und Inhalt oft und oft wandeln müssen. Wir wissen, daß das absolute Kunstwerk eine Abstraktion bleibt, daß der Gegenstand der Kunst immer individuell und konkret ist. Wir wissen, daß Kunst nicht Wissenschaft ist, daß sie also mit absoluter Wahrheit nicht identisch ist. Wir wissen, daß sie nicht Sittlichkeit ist, daß also ihre Gesetze andre sein müssen als die der Sittlichkeit (woraus, wohlgemerkt, nicht folgt, daß die Kunst unsittlich sein darf). Aber wir wissen zugleich, daß auch der Kunst Unwandelbares in der Menschennatur und im Sein zugrunde liegt und daß alles wurzellose, haltlose, bodenlos willkürliche Kunstgetriebe kunstwidrig ist. Darum braucht vor allen Verehrern einer Auto-, Sport- und Purzelbaumkunst, die die Menschen auf dem Kopf will gehen lassen, denen nicht bange zu sein, die der Romantik auf ihre Weise und aus eigener Kraft huldigen; denn Romantik ist so alt als alle große Kunst. Wer wollte Homers Ilias und Odyssee, die Dramen der großen Athener, Dante, die großen Spanier von der Romantik ausschließen? War nicht A. W. Schlegel der Herold all dieser Gewaltigen? Hat nicht Friedrich Schlegel uns neuen Sinn für Antike, Mittelalter und Neuzeit erschlossen? Wer Eichendorffs Literaturgeschichte recht versteht, wird dem Irrtum nicht verfallen,

den Stifter in dem Briefverkehr mit der Schwester des Schlesiers beging. Der Katholizismus Eichendorffs hat weiteren Umfang und größere Tiefen, als Stifter meint. Aber auch, wenn Eichendorff den Katholizismus der Weltanschauung mit konfessioneller Spitze genommen hätte, so müßten wir ihm doch nicht in allem folgen.

Stifters Kunstansichten bedeuten uns auch viel. Mir scheint heute gerade die mittlere und die spätere Generation der Romantik, die auch die größeren Poeten stellte, diejenige zu sein, auf die wir uns vor allem besinnen sollten, wenn wir in das Rad der Gegenwart greifen, um in die Zukunft hineinzulenken. Auch in der Malerei sind uns die Moritz Schwind, Führich, Veit, Steinle noch recht homogen. Und wie geistvoll wußten diese Männer sich auszusprechen! Man findet unter neueren bildenden Künstlern Beispiele von erschreckendem Tiefstand der Bildung, vergleicht man jene.

Was schließen wir denn von der Romantik aus? Alles, was ohne weltanschauliche Grundlage ist, die von Tendenz himmelweit verschieden ist. Alles, was widerchristlich ist. Alles, was rein rationalistisch, materialistisch, positivistisch ist. Alles, was langweilig, reine Lebensprosa ist, kurz den Prosaismus, von dem auch Expressionisten nicht frei zu sein brauchten. Alles Hohle, Verwirrende. Allen vagen Kosmopolitismus, der den verkehrten Nationalismus in Kunstfragen dadurch zu töten versucht, daß er die Liebe zum nationalen Volkstum tötet. Alles gemeine Revuentum, das dem Menschen die Zweibeinigkeit als Wesensmerkmal anheftet, ohne zu bedenken, daß es auch zweibeinige Tiere gibt, die nicht im Geruch großer Intelligenz stehen. Aller Götzendienst vor Kino, Sport, Radio und anderen untergeordneten Hilfsmitteln der Kultur.

Was wir positiv wollen? Wir wollen keine gelehrte Zeitschrift bringen. Wir wollen vielmehr mit allem Nachdruck zeigen, daß die alten Romantiker auch etwas waren, daß sie immer noch viel Anregung und Freude geben können, daß ihre Grundideen noch Lebenskraft haben. Wir wollen den Jungen, die Romantiker sind, Mut machen. Wir wollen nach denen Ausschau halten, die Romantiker sind, ohne es zu wissen oder es sein zu wollen. Wir wollen ihrem Zusammenschluß dienen, der dazu helfen kann, die romantische Bewegung mit der Gegenwart und Zukunft in lebendige, emporreißende Berührung zu bringen.

Für den ersten Versuch möge Eichendorff bevorzugt werden. An Festigkeit der Weltanschauung überragt er Brentano weit, an Klarheit und Bestimmtheit des Vortrags Stifter. Als Dichter übertrifft er Novalis und Tieck durch Volkstümlichkeit. Zu Eichendorff haben sich bis heute alle Deutschen gefunden, wes Geistes Kind sie sonst waren. Dem deutschen Einheitsgefühl hat er wesentlichste Dienste geleistet. Wer käme ihm an schlichter Innigkeit gleich? Wer an hinreißender Musikalität des R h y t h -

mus? Nicht ohne Ursache ist er der Lieblingsdichter deutscher Komponisten. Mendelssohn, der viel gesungene, Schumann, Brahms, Hugo Wolff, Pfitzner, Weismann sind nur einige wenige der Verehrer seiner sinnigen, bezaubernden Verse. Einen Rivalen hat er unter unsern Dichtern, die ihm den Rang der Volkstümlichkeit streitig machten, Heine! Aber man braucht nur einmal die allzu platte Rhythmik Heines mit der Eichendorffs, die leichte, bequeme, fast oberflächliche Manier des Rheinländers mit den bei allen Wiederholungen stets tiefen Herzenstönen des Schlesiens, die Frivolität und Sentimentalität des einen mit der mannhaften Überzeugungstreue des anderen zu vergleichen und man wird wissen, wo die stärkste Volkstümlichkeit liegt. Heines Lorelei singt sich am besten auf gleitendem Kahne bei sehnsüchtigem Mondesglanze unter dem Geläute rheinweinschäumender Gläser, Eichendorffs Lorelei, die Heine schon durch „Ahnung und Gegenwart“ kennengelernt hatte, packt, erschüttert und rüttelt uns auf in ernsten Stunden der Einsamkeit. In Eichendorffs Seele ruht eben eine unsagbar hohe Idee vom Adel des Volkstums, die durch Görres, durch des Knaben Wunderhorn und eigene Studien von früh auf genährt war. Und seine innere Stellung zu Gott und Welt ist eine viel gesündere, stetigere, ernstere als die Heines. Die ironische Erhebung über die Alltäglichkeiten, Philisterhaftigkeiten, Gemeinheiten des Lebens, auch des eigenen, haben beide von der älteren Romantik gelernt.

Aber Heine vermag, da er von falscher Stelle aus den Übermeerflug unternimmt, die Richtung nicht einzuhalten. Er stürzt ab und Jammers voll ist sein Ende, das dem spielerischen Weltschmerz seiner besten Tage die bitterste Wirklichkeit der Matratzengruft folgen läßt. Eichendorff fliegt von festem Gestade empor, ausgerüstet mit sicherem Kompaß. Zynismus, Pessimismus, Idolatrie vor fremden Götzen bleiben ihm ebenso fremd, wie Materialismus und seichtes Aufklärertum. Und so muß seine Seele nicht erst am Schlusse eines elenden Daseins nach Hause finden. Sie erhebt sich zu allen Zeiten mit der Lerche. Kein Dichter hat die Sehnsucht alles Menschenherzens nach Vereinigung mit dem höchsten Ideal der Wirklichkeit so oft, so glänzend ausgedrückt wie Eichendorff. In allen Zonen des menschlichen Gefühls werden jene Urverse verstanden werden:

Gedanken geh'n und Lieder

Fort bis ins Himmelreich.

Was ihn uns Deutschen von heute vor allem lieb machen muß, ist sein heißes, fürs Vaterland glühendes Herz. Und immer wieder seit seiner Studentenzeit kehrt seine Liebe zum deutschen Schicksalsstrom zurück. Da ist es, wo ihm von neuem „Aurora“ das Signal der deutschen Freiheit wird. In Morgenblitzen hoch zu Rosse naht die edle Frau dem deutschen Lande und ruft ihm zu:

Hinter mir in Schmach und Tod
Seh' ich da die Länder dunkeln,
Vor mir frisches Morgenrot
Rings von deinen Bergen funkeln.

Der Rhein aber, an dem „sich zwischen Rebenhügeln bei dem glühen Morgenschein Burgen in den Fluten spiegeln“, rauscht ihr freudig zum Willkomm entgegen. Es ist verwunderlich, daß die „Deutsche Akademie“ bei ihrer Umschau nach literarischen Vertretern des deutschen Wesens lieber nach weniger deutschvolkstümlichen Größen greift statt nach Eichendorff, dem alle Auslandsdeutschen zujubeln würden, dessen Lied vom „kühlen Grunde“ sogar zu einer Reihe von fremden Völkern, auch zu den Letten, gedrungen ist.

Ein Zug seiner Dichtung macht unsern Schlesier so recht zum Gegenwartmenschen. Wer hat zuerst und wer hat so wie er die fröhliche Wissenschaft von der Leib und Seele heilenden Kraft des Wanderns vorgetragen wie er? Er hat dieses Ideal dem verwandten, aber etwas verwaschenen und sentimentalsten Ideal der „Pilgrimschaft“ mit vollem Bewußtsein entgegengesetzt, das sein zärtlicher Jugendfreund, der Graf Loeben, aufgestellt hatte. „Der frohe Wandersmann“ ist aber nicht als Nichtstuer gedacht, sondern als einer, der frisch und freudig voranstrebt und handelt. Wie Eichendorff selbst nicht ruhte und rastete, bis er am deutschen Befreiungskampfe teilnehmen konnte, so ruft er uns durch seine Wanderlieder zu jugendlich glühendem und doch auch männlich ernstem Wagen und Streiten auf. Er ist, wenn nicht der Vater, so doch der lauteste Herold des jetzt so stark blühenden Jugendwanderns.

Darum dürfen wir gerade ihn als den Reichsherold des jugendlichen Aktivismus ansprechen. Solange das deutsche Wandern lebt, kann Eichendorff nicht veralten.

Sind aber nicht auch sein starker religiöser Sinn, seine Vaterlandsbegeisterung aktivistisch im besten Sinne des Wortes? Im Weltkrieg hat man sich auf seine prächtigen politischen Gedichte mit Recht besonnen. Man sollte sie nicht so bald wieder in die Schieblade gelegt haben! Seine Schöpfungen, gerade wegen ihres grunddeutschen Tones eigentlich unübersetzbar, werden neben Arndtschen Strophen in alle Zeit und in alle Wege unersetzliche Mittel für die Erhaltung und Verstärkung eines kraftvollen, lebentreibenden, fruchtbaren Einheitsgefühls aller Deutschen bleiben.

Doch die Schätze dieses unseres reichen, unverlierbaren Erbgutes müssen erst so recht gehoben werden. Zu lange hat man in Eichendorff nur den Dichter des Waldhornklangs, der dahinhuschenden Postkutsche, der rauschenden Wälder, der silbernen Ströme, der wandernden Gesellen, der Lautenklänge, der verschlafenen Brunnen und Mädchen,

der verworrenen Fackelspiele gesehen. Man hat meist nicht erkannt, daß all das nur einzelne ergreifende Mittel für seinen unendlich feinen Impressionismus sind, der sich dem wunderzarten Impressionismus Höltys mit eigenem, freieren Flusse an die Seite stellt und den ätherischen Impressionismus Matthisons weit überstrahlt. Aber auch dieser Impressionismus dient bei Eichendorff stets einem Höheren, der Erhebung des Gemütes zur Höhe des feineren und freieren Erlebens der Natur und der Geschichte. Er soll uns vor gemeiner Sinnlichkeit und niederem Hedonismus bewahren. Allüberall ist noch bei Eichendorff neues Gut zu schürfen. Über der Eichendorff-Freude darf die für uns wegweisende Eichendorff-Erkenntnis nicht verabsäumt werden. Hat man sich schon laut genug gesagt, daß der Waldesdichter auch der wesenhaften Sehnsucht des Deutschen nach dem Meere in Liedern, im Romane und in einer Novelle deutlichsten Ausdruck gegeben und sogar das Auswandererproblem schon ernsthaft wie scherzhaft angepackt hat? Und warum übersieht man über der Weichheit des Lokaltons den erhabenen Geist seiner Versepen? Wer steht dichterisch höher, der Julian Dahns oder der Eichendorffs? Ein Vergleich beider Dichtungen auf Gehalt und Gestalt könnte für die Erfassung des Wesens der Dichtkunst recht lehrreich werden.

Doch dürfen neben Eichendorff die anderen Mahner und Anreger nicht beiseite gesetzt werden. Tieck, Novalis, Stifter, Friedrich Schlegel, Dante, Lope de Vega, Calderon, Brentano, und auch die Maler und Musiker der Romantik sollen, so Gott will, auch ihren Ehrenplatz erhalten und vom Lichte Auroras beglänzt werden.

Joseph von Eichendorff und die bildende Kunst

Von Anton Mayer-Pfannholz

Die knappe Formulierung unseres Titels kann zwei Fragen in sich bergen; entweder „Was bedeutet der Dichter für die bildende Kunst?“ oder „Was bedeutet die bildende Kunst unserm Dichter? Wie stellte er sich zu ihr? Wie trat er zu seinen Lebzeiten, als Mensch, als Dichter mit ihr in Berührung?“ Uns soll hier nur das zweite interessieren, so reizvoll es auch wäre, einmal dem Problem näher zu treten, welche Fülle von Anregungen aus den Liedern und Schriften Eichendorffs in die bildende Kunst, vor allem in die Malerei, übergegangen sind, welche Stimmungen aus seinen Werken lebendig geworden und lebendig geblieben sind, weil sie selber an die bildende Kunst Leben weitergeben, welche Künstler sich von Anfang an bis heute, bis zu den subtilen Radierungen eines Ferdinand Staeger und den gefühlssatten und doch so männlichen Radierungen eines Hans Volkert, mit der Illustration unseres Dichters versucht haben und wie sie nacheinander und gegeneinander die poetische Tiefe und den bildhaften Gehalt seiner Dichtungen ausschöpfen wollten. Denn – und davon müssen auch wir hier kurz reden – Eichendorff ist bildhaft, formt Bilder mit Worten und Gedanken und sieht selbst lebendige Bilder, ist also in gewissem Sinne ein bildender Künstler, wenn er schildert und uns gleichsam in eine seiner unendlich feinen Stimmungen untertaucht. Es ist ein Bild, ein lebendig geschautes, farbenglückliches Bild, wenn am Schluß der „Marmorbild“-Novelle die selig-frohe Bianka im Frühschein dahinreitet: „... und sah wie ein heiteres Engelsbild auf dem tiefblauen Grunde des Morgenhimmels aus. Der Morgen schien ihnen, in langen, goldenen Strahlen über die Fläche schießend, gerade entgegen. Die Bäume standen hell angeglüht, unzählige Lerchen sangen schwirrend in der klaren Luft...“ Es sind originelle Impressionen von höchster Kraft und sinnvollstem Reiz, die aus den schießenden Sonnenstrahlen, aus den hell angeglühten Bäumen hier zu uns wiederkehren, fernab von aller konventionellen Schilderung, ja mit einem geradezu eigengesetzlichen Gestaltungswillen geschaut und festgebannt. Und anderswo in der gleichen Novelle malt er uns das fröhliche Bild eines lieblichen Festes, junges, lachendes, farbiges Leben auf glänzender Wiese, spielende Mädchen auf heitergrünem Plan und „die buntgefiederten Bälle flatterten wie

Schmetterlinge, glänzende Bogen hin und her beschreibend, durch die blaue Luft...“ – kein Begriff ohne Farbe! (– ebenso beim ausgesprochenen Gegenstück zu diesem Fest, der Weinlese der Nonnen im „Schloß Dürande“ –) und wieder anderswo, da „funkelten in hellgeschliffenen Gläsern erquickliche Früchte und Wein von dem blendend weißen Gedeck, in silbernen Gefäßen dufteten große Blumensträuße, zwischen denen die hübschen Mädchengesichter anmutig hervorsahen; draußen spielten die letzten Abendlichter golden auf dem Rasen und dem Flusse, der spiegelglatt vor dem Zelte dahin glitt.“ Auch hier: alles ist vollblütiges Bild, nirgends eine abstrakte Linie, nirgends eine Fläche, die leer, ein Raum, der ohne Tönung bliebe. Wenn der Dichter aber im Eingang des „Marmorbilds“ den jungen Florio durch den schönen Sommerabend reiten und sich an dem Duft freuen läßt, „der über der wunderschönen Landschaft und den Türmen und Dächern der Stadt vor ihm zitterte“ oder wenn im „Taugenichts“ die Sonne immer höher steigt, „rings am Horizont schwere weiße Wolken aufstiegen, und alles auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern...“¹ das ist feinsten und nervenzarter Impressionismus, wie er um unsere Jahrhundertwende den Naturalismus ablöste, wie er etwa durch den „Sommervormittag“ eines K. Busse weht:

„... Leuchtende Sonnenkronen	Es reiten die beiden Schwadronen
Glühn über Land und Luft,	In lauter Glanz und Duft“ – –,

oder wie er über den stimmungsvollen Landschaften Monets zittert. So meint es Anna Mahr in den „Einsamen Menschen“: „Über den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: das ist das Beste“. Nur daß Eichendorff dieser impressionistischen Sensibilität nicht widerstandslos verfallen ist, daß er selbständig und stark genug ist, die Kraft des Eindrucks auf sich wirken zu lassen und doch dem eigenen Ausdruck Gestalt und Leben und Sprache zu verleihen, oft mit einer Kühnheit und künstlerischen Souveränität, vor der die Gegner des modernen Expressionismus sich bekreuzen würden, wenn sie etwa den eigentlichen Ursprung, den romantischen Ursprung, nicht erführen. Aus unzähligen nur eine einzige Strophe:

„... dem zweiten sangen und logen	In der buhlenden Wogen
Die tausend Stimmen im Grund,	Farbig klingenden Schlund.“
Verlockend, Sirenen, und zogen	

Der schöpferische Wechsel von Aufnahme und freier Gestaltung, von Hingabe an den

¹ Wie die Meisterschaft in der Schilderung solcher atmosphärischen Stimmungen auch auf andere wirkte, beweist der Brief seines Bruders Wilhelm aus Lienz am 9. Dez. 1844 (Hist.-krit. Ausg. XIII, 49).

Eindruck und eigenkünstlerhafter Formung des Ausdrucks, von lebendiger Darstellung eines Seienden und eigenem Sein ist das Geheimnis aller Kunst, und das Geheimnis auch der Größe Eichendorffs. Hier liegt aber auch die letzte Verbindung dieses Dichters mit der bildenden Kunst. Wer selbst Künstler ist – in irgend einer Weise – dem wird die Kunst etwas sein. Eichendorff war ein Künstler: unter seinen fühlenden Händen wurde alles zu einem Bildwerk, bald plastisch, bald malerisch wurde alles Gestalt, alles vom Odem des Lebens durchwehte Form – alles: Himmel und Wasser und Luft und Duft.² Wie sollte er dem, was andere auf anderen Wegen schufen, fremd bleiben? Wie sollte er, dem die Natur so vieles zu sagen wußte, nicht auch der aus Menschenhand hervorgegangenen Schönheit lauschen? Und so finden wir denn schon in den Tagebuchblättern aus seiner Jugendzeit gerade dort die lebhaftesten und zum Teil außerordentlich treffenden ästhetischen Urteile, wo die Landschaft als Kunstwerk wirkt, oder wo Natur und Kunst zusammenwirken, wo der Mensch in die Landschaft getreten ist, um an ihrem Charakter mitzubauen. Es ist eine erstaunliche Bewußtheit und Eigenkraft, die etwa aus dem Erlebnis im Harz am 12. September 1805 – also ganz früh – spricht:³

„Nach 9 Uhr des Morgens erreichten wir das romantische Dörfchen im Thale mit dem schönen Schloße, und den Gebirgsstrom daneben, und bald darauf die Blechhütte am Fuße der Roßtrappe. Hier stärkten wir uns durch ein derbes Prandium und bestiegen darauf, von einem Knaben geführt, auf einem steilen gefährlichen Pfade den berühmten Roßtrapp. Durch keine Um- und Beschreibeley mag ich dieses göttliche Naturschauspiel entweyhen, nur durch Andeutung einzelner Züge will ich die Phantasie aufmuntern in Stunden der schönsten Erinnerung sich das große Bild neu und lebendig, allein würdig dem Original, wieder zu schaffen. Um das Gantze gantz zu genießen, möchte man einen Januskopf mitbringen. Denn die Gegend selbst ist janisch. Vorn starre uralte Häupter ewiger Felsen, indeß im Rücken die liebliche Jugend bunter unendlicher Thäler herauflacht. Gegenüber die ungeheuere Felsenmauer – Der unabsehbare tiefe Abgrund von Wasserfällen durchbraust – Einzelne Abreschen hangend – Über dem Abgrund schwebende Schmetterlinge wie flatternde Silberflocken, wie Sternchen in tiefer Nacht – Im Hintergrunde Aussicht in furchtbare Höhen dunklen Schwarzwalds –.“

So sieht und fühlt und redet ein Siebzehnjähriger: Es ist der Urgrund seines Künstler-

² Vgl. auch H. Brandenburg, *Joseph v. Eichendorff. Sein Leben und sein Werk*. (München 1922) S. 451.

³ Hist.-krit. Ausg. XI, 113.

tums, der sich hier zum ersten Mal in tiefster Schönheit offenbart. – Im Jahre 1807 sieht er Nürnberg⁴ und freut sich der sehr breiten und reinlichen Straßen, freut sich der vielen herrlichen Brücken, die über die durch ihren Blumenorden berühmte Pegnitz führen, der lustigen Reihe von Bauten, die um den schönen heiteren Markt stehen, vor allem preist er die Burg.

„Das Schloß hat eine himmlische Lage auf einem Berge neben der Stadt, der vorn mit hohen Bäumen bepflanzt ist und ist gantz auf Felsen erbaut und mit Wällen und Mauern umgeben.“

Und dann Heidelberg! „Enges, blühendes Thal, in der Mitte der Neckar, rechts und links hohe felsigte, laubigte Berge. Am linken Ufer Heidelberg, groß und schön, fast wie Karlsbad. Nur eine Hauptstraße mit mehreren Toren und Märkten, links überschaut von dem Abhang eines Berges, die alte Pfaltzburg, gewiß die größte und schönste Ruine Deutschlands, majestätisch die ganze Stadt ... und obschon ich mich so verirrte, daß ich durchaus den Gipfel nicht erreichen konnte, so genoß ich doch die himmlische Aussicht gantz unten auf die große Stadt, vor mir auf eine unendliche schimmernde Ebene, die sich bis Frankreich erstreckt, in der sich die Türme von Mannheim erheben, und die vom Rhein wie von einem Silberfaden durchschnitten und rechts von den blauen Rheingebirgen begränzt wird.“⁵

Es mag interessant sein, neben diese Schau etwa die von Clemens Brentano im „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“ aus dem Jahre 1806 zu stellen und zu sehen, wie wenig sie inhaltlich und poetisch von einander abweichen. Es ist hier und dort das klare Auge und das offene Herz einer empfänglichen Jugend:

„Der Neckar rauscht aus grünen Hallen
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter
Mit viel Geräusch und lärmt ganz munter,
Und drüben an grüner Berge Brust
Ruht groß das Schloß und sieht die Lust.“

In „Halle und Heidelberg“⁶ aber, dem Nekrolog der Romantik, schreibt der reife Dichter über die Stadt:

[Abbildung „Schloß Lubowitz zur Zeit der Eichendorffs“]

⁴ Ebd. 193 f. Hier sei auch auf E.'s Beziehungen zu Danzig aufmerksam gemacht; vgl. C. Lange, *J. v. E. und Danzig*; in F. Braun u. E. Lange, *Die Freie Stadt Danzig* (Lpz. 1929) S. 54 ff.

⁵ Ebd. 196 f.

⁶ Hist.-krit. Ausg. X, 420.

„Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäb es nichts Gemeines auf der Welt. Solche gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht fehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen...“

Wir dürfen es nicht leugnen: es ist hier Reflexion, Rückschau, Abendstimmung des Lebens; aber auch aus ihr – und sei es auch nur mit einem Wort und einem Bild – leuchtet noch die Fähigkeit der Jugend zur charakterisierenden Zusammenschau, zur lebendig-ästhetischen Erfassung, zur poetischen Durchdringung alles Gesehenen, – eine Fähigkeit, die noch aus dem kurzen, wenige Jahre vor des Dichters Tod entstandenen Fragment über das heimatliche Schloß Lubowitz zu uns spricht:

„Durch blum’ger Wiesen duft’ge Schwüle,
Verborgner Dörfer Schattenkühle,
Vorüber manche einsame Mühle,
An weithin wogenden Ährenfeldern
Umrauscht von Buchenwäldern,
Von tausend Lerchen übersungen,
Rauscht der heitern Oder Lauf...“

Von allen aber, allen Hügeln,
Die in dem Strom sich spiegeln,
Bringt einer doch dem Fluß
Den schönsten Waldesgruß;
Denn seiner Wipfel Dunkeln
Sieht man im Garten funkeln
Wie eine Blütenkrone,
Als ob der Frühling droben wohne.
Und aus dem Laub
In Blüten halb versunken
Sieht man ein weißes Schloß sich heben,
Als ruht’ ein Schwan dort traumestrunken.“

Wer ein ganzes Leben lang mit so offenen, schönheitskundigen und schönheitsliebenden Augen durch die Welt geht, der kann sich auch der Schönheit nicht verschließen, die ein Künstler in das Werk seiner Hände legen will, der muß auch irgend ein inneres

Verhältnis zur bildenden Kunst haben. Und in der Tat weisen auch in dieser Richtung die Tagebuchblätter der Jugend, vor allem der hier niedergelegten Reisenotizen, genug Stellen auf, die uns das früherwachte Interesse des jungen Barons für Dinge der Kunst zeigen. Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese Nachrichten und Niederschriften noch durchaus sachlich sind und von keinem andern als einem sachlichen Interesse zeugen, daß der junge Reisende, wenn auch aufnahmefreudig, aber doch durchaus rezeptiv den Dingen gegenübersteht; anderseits ist es indes auch sicher kein Fehlschluß, wenn wir in dieser jugendlich-urteilslosen Rezeptivität einen Anfang der Urteilsreife sehen, mit der Eichendorff späterhin der Kunst der Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstand.

Welche Kunstwerke treten ihm entgegen? Welche erregen sein Interesse? Die Bildergalerie der Stadt Dresden lernt er zum ersten Male schon i. J. 1799 kennen: „Worinn besonders die Nacht der Geburt Christi von Correggio das Meisterstück ist,⁷ in Blankenburg am Harz⁸ sieht er Dürer, Lukas Kranach und Rubens, unter den Merkwürdigkeiten des alten Lübeck⁹ besucht er „die Kirche mit dem Gemälde eines Schülers Albrecht Dürers, das alte gothische Rathaus und die Marienkirche. In dieser letzteren bewunderten wir die schöne Kanzel, den geschmackvollen Altar, beide ganz von Marmor, das astronomische Uhrwerk und den berühmten Totentanz.“ Auch in Regensburg¹⁰ kann er alte Kunst sehen und genießen, in dieser „merkwürdigen Stadt“...

„Die Domkirche, ein herrliches altes Gebäude, wo von den gemalten Bogenfenstern die Heiligenbilder schön herabstrahlen. Epitaph des Grafen Fugger mit einem schönen weinenden Engel aus Marmor. Ein Bild in Stein von einem alten Künstler von Augspurg, wie Jesus die 5000 speißt, wo wenigstens 3000 verschiedne ausdrucksvolle Gesichter.¹¹ In der Mitte liegt ein Herzog v. Baiern.¹² Das Gantze erhaben und groß. Draußen oben am Giebel hängt der Baumeister von Stein, der sich hier herabgestürzt hat... Die Kirche St. Emmeran ist auch alt, aber nicht so groß und schön. Vorhalle voll alter Grabmäler z.B. des bekannten Scherers.¹³ In der

⁷ XI, 3.

⁸ XI, 114.

⁹ XI, 128.

¹⁰ XI, 192.

¹¹ Es ist das Epitaph für Bischof Joh. Gg. v. Herberstein († 1663); bei H. Hildebrandt, Regensburg (Lpz. 1910) S. 208 falsch: Hertel. Zur Richtigstellung der E.'schen Angaben vgl. Ausg. XI, 356.

¹² Bischof Philipp Wilhelm v. Wittelsbach † 1598.

¹³ Vgl. Ausg. XI, 357.

Kirche selbst mehrere schöne Gemähle. Über einer Altane alte Gemähle. Gegenüber wurde soeben noch das neue Palais des Fürsten Primas vollendet.¹⁴ Schönes Theater, dem gegenüber das prachtvolle französische gewesene Gesandtschaftspalais,¹⁵ in der Mitte Reyhen von Bäumen. Es ist herzergründend, wie diese alte berühmte Stadt jetzt durch die Auflösung des Reichstages öde und leer ist; nur die Kirchen schauen, erhaben über die kleinlichen Jahre, einsam aus den alten kräftigen Zeiten der Herrlichkeit herüber. Sehr splendide zu Mittag gespeißt. Darauf schwärmte ich allein in der Stadt herum, und besuchte die hiesige Donaubrücke, die bekanntlich eine der 3 berühmten Deutschlands ist... Meine Irrsale, die mich endlich vors Thor zu den Gartenanlagen Sternbergs¹⁶ führten, wo die schöne Villa mit der Aufschrift: *τὰ κἀλα ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς*.“

Die gleiche Reise bringt ihn auch nach Nürnberg,¹⁷ wo, wie wir schon sahen, Lage und Charakter der Burg auf ihn einen tiefen Eindruck machten. Jedoch auch einzelne Gegenstände alter Kunst eroberten seine Aufmerksamkeit. „Die altgothische große Lorentzkirche¹⁸ und links eine uralte schöne Wasserkunst“ gefallen ihm außerordentlich und in den „erhabenen Hallen der alten herrlichen Kirche St. Sebald (mit besonders schöner Fenstermalerey)“ kann er sich „wirklich erbauen“. Auf der Burg¹⁹ findet er Gemälde von Albrecht Dürer und ebenso im Rathaus, wo ihm auch die alte Stukaturdecke auf den Gang nicht entgeht, „woauf ein Turnir, das einmal hier auf dem Markt gegeben worden, abgebildet.“²⁰ Nüchterner und präziser, gleichsam angesteckt von der klassizistischen Kühle des Objekts, beschreibt er²¹ Park und Schloß von Schwetzingen, die große Anlage des Kurfürsten Karl Theodor. Nur wo er von der schönen Aussicht von einem Moscheetürmchen aus reden kann, wird er wärmer: „Das schöne Plätzchen: wo die stillen Bächlein gehen, und der rinnende Felsen mit dem aufsitzenden Faun.“ – Aus dem Jahre 1811 endlich berichtet er uns noch von Wien, er habe das Belvedere be-

¹⁴ Dalberg; vgl. Dehio, Hdb. d. Kunst. III³, 446.

¹⁵ Erbaut von d'Herigoyen; Dehio, ebda.

¹⁶ Jetzt „Theresienruhe“ im fürstl. Taxis'schen Park; vgl. Hildebrandt a.a.O. S. 243 f.

¹⁷ XI, 193 f.

¹⁸ Es scheint fast, als bringe E. eine Verwechslung mit St. Sebald, das doch eher als im „Hintergrund“ des Marktes gelegen gelten kann.

¹⁹ „Hepp von Galla“ ist wohl ein Hör- oder Gedächtnisfehler, wie sich bei E. noch einige finden; z.B. XI, 192 Wiltzhofen (= Vilshofen) XI, 279 Titius (= Tizian?)

²⁰ Gemeint ist die Stuckdecke im Korridor des 2. Stocks von Hans u. Hch, Kuhn aus Weikersheim (1621), die das Gesellenstechen von 1446 darstellt.

²¹ XI, 208.

sucht.²² „Gantz alt französischer öder Garten mit abgebrochenen Sphinxen.“ In der kaiserlichen Gemäldegalerie sieht er aber Raphael, Tizian, Rubens – „fürchterlich“ nennt er das Bild: Die Massivität des Barockmenschen Rubens behagt ihm nicht – und „2 alte Weiberköpfe von Denner bis zum Ekel natürlich“²³ – auch den manierten Naturalismus lehnt sein kritisches und selbständiger gewordenes Verständnis ab. Und auch später wird der Dichter noch an Vielem sich gefreut und an Vielem Kritik geübt haben, ohne uns sein Urteil und seine Eindrücke zu hinterlassen. Dafür tritt aber in seiner späteren Zeit eine ganz bestimmte Epoche der Kunstgeschichte mit unzweideutiger Vorliebe und Klarheit in den Vordergrund seines Interesses und seiner Begeisterung. Es ist die Epoche der Gotik und die von der Gotik noch beherrschte und beeinflusste deutsche Renaissance. Damit aber steht Eichendorff mitten in der Gedankensphäre seiner eigenen Tage.

Schon die Jugendeindrücke scheinen stets eine leise Neigung zur Gotik zu verraten. Der Regensburger Dom, die Lübecker Kirchen, St. Sebald und St. Lorenz werden mit den wärmsten Epitheta bedacht, ja, Nürnberg, das er aus Sternbalds Wanderungen kennt und das in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ gepriesen wird, weil seinen alten Häusern und Kirchen die feste Spur von unserer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist und weil es zeigt, daß „nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppel und korinthischen Säulen – auch unter Spitzgewöblen, kraus-verzierten Gebäuden und gotischen Türmen wahre Kunst hervorwächst“ – dieses Nürnberg ist schon für den jungen Freiherrn der „klassische Boden“!

Aber zu aller Bewußtheit und Bestimmtheit erhebt und verdichtet sich dieses gotische Empfinden erst in der Zeit der männlichen Reife. Nicht, als ob er für die inneren Gesetze einer anderen Kunst kein Verständnis gehabt hätte! Im „Marmorbild“ gibt er den Eindruck und die künstlerisch-seelische Wirkung eines antiken Tempels mit einer unnachahmlichen Sicherheit wieder: „Das schöne Ebenmaß aller Teile, die wie jugendliche Gedanken hochaufstrebenden Säulen, die künstlichen Verzierungen..., die schönen marmornen Götterbilder endlich, die überall in den Nischen umherstanden, alles erfreute die Seele mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit.“ Aber sein Herz gehört der Gotik, die er, wie so viele seiner Zeit- und Glaubensgenossen, als die höchste Vollendung der deutschen

²² XI, 279.

²³ Balthasar Denner (1685–1479) [–1749] aus Hamburg, der sich durch seine Bildnisse alter runzlicher Leute in ganz kleinlich-naturalistischer Manier („Porendenner“) seinen größten Ruhm erwarb. Übrigens scheint E. in Wien gerade den „Kopf einer alten Frau“ gesehen zu haben, von dem berichtet wird, daß ihn Kaiser Karl VI. um 4700 fl. angekauft und den Schlüssel zum Rahmenkasten stets selber bei sich getragen habe. (Thieme-Becker, Künstlerlexikon XI, 75).

Kunst pries: katholische Frömmigkeit, vaterländisches, geschichtliches Gefühl und die Liebe zur gotischen Kunst floß in eines zusammen. Eichendorffs praktische, sich in die Schrift und in die Tat umsetzende Begeisterung für die Gotik fiel in die Zeit, da der deutsche Katholizismus sich mit besonderem Eifer dieser Gedanken bemächtigte, um sich lang, allzu lang von ihnen führen zu lassen. Wohl herrschte die Schwärmerei für die Gotik schon früher und auch anderswo. Im Jahre 1821 schreibt etwa eine Gräfin Egloffstein ihrer Tochter nach Köln: „Ohne Andernach, Köln und den Dom hat man das Heiligste, Höchste nicht genossen, was ein deutsches Herz erheben kann.“²⁴ Und der Österreicher Anastasius Grün singt der gotischen Kathedrale im „Pfaffen vom Kahlenberg“ einen überschwänglichen Hymnus:²⁵

„... Und mündet all sein irdisch Sein
Verduftend in die ewigen Sterne.“

In ein entscheidendes und aktivistisches Stadium aber tritt diese Strömung, als unter dem Einfluß des Zopfbekämpfers August Reichensperger 1849 der akademische Dombauverein gegründet wurde, der gleich „den gotischen Gedanken zu einer vaterländischen Pflicht machte“;²⁶ von hier aus ergoß sich diese Hochflut nach allen Seiten, zu Jean Béthune, dem „unduldsamsten Gotiker, den je die deutsche Kunstwelt gesehen“;²⁷ der die kirchliche Kunst samt und sonders nach strengen gotischen Rezepten geregelt wissen wollte, zum bayerischen Restaurator Joachim Sighart, der mit Feuereifer für die „alte Kunst“, für das „echt Christliche“ der Gotik eintrat und wirkte, – und bis knapp herauf zu unseren Tagen. Eichendorff war aus ehrlicher Überzeugung schon 1842 mit einer Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau hervorgetreten und damit zum getreuen Gefährten von Sulpiz Boisserée geworden; und aus den gleichen Überzeugungsgründen ward er auch zum „klassischen Schriftsteller für die Marienburg“, wie ihn Th. von Schön einmal mit Recht nennt.²⁸ Vielleicht mag es in erster Linie das Historische, der Gedanke an die große deutsche Vergangenheit, an die schweren und reichen Schicksale gewesen sein, der ihn für die Rettung

²⁴ H. v. Egloffstein, *Alt-Weimars Abend* (München 1923) S. 174.

²⁵ Vgl. H. Rost, *Die Wahrheit über das Mittelalter* S. 59.

²⁶ Vgl. A. Pöllmann D.S.B., *Maurus Wolters Anteil an der Stilbildung der Beuroner Kunst* (in: *M. Wolter dem Gründer Beurons zum 100. Geburtstag*, Beuron 1925) S. 114 zum Kölner Dombau vgl. jetzt H. Schrörs, *Die Kölner Wirren* (1927) S. 105.

²⁷ Pöllmann S. 120.

²⁸ Hist.-krit. Ausg. XIII, 283.

und Erneuerung dieser Kunstdenkmäler gewann.²⁹ Und bei der Marienburg in Sonderheit mag es auch die Tatsache gewesen sein, daß dieses Land zuerst im Jahre 1812 den Umschwung der Geschicke gesehen hatte und daß hier zuerst die Begeisterung aufgeflammt war, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüdete³⁰ und damit auch den inneren Feind der Deutschen niederschlug, sodaß diese sich selber wieder erkannten. Aber ebenso stark wie das Historische und das Gefühl für große Momente der eigenen Geschichte spielt der Glaube an die Größe und Schönheit der alten Kunst mit. Wundervoll wächst die Marienburg vor uns auf: „Es ist die geheimnisvolle, ideale Übermacht, die dort plötzlich mitten aus der fruchtbaren, langweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen.“³¹ Ebenso prächtig ist die Schilderung des Mittelschlusses:³²

„Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster, immer höher, leichter, schlanker, luftiger bis in die lichten Steingewölbe des oberen Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben als bedecken. Und wenn oben in Meisters großem Remter die von dem einen Granitpfeiler strahlengleich sich aufschwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Helldengebet den Himmel zu stürmen scheinen, so gleicht der weite, zarte Dom des Konventsremters dem Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde segnend den Boden berührt. Wahrlich, hier begreift man, was Schlegel meinte, als er einst in jugendlichem Übermut die Baukunst die gefrorene Musik nannte.“

Oder das große Marienbild an der Schloßkirche:

„Es ist wie eine übermächtige Erscheinung des Geistes, der in allen den pfeilernden Sälen und Gängen des Baues geheimnisvoll waltet. Nicht, wie die Burggeister anderer Schlösser, bei düsterer Nacht umherwandelnd, im vollen Licht der heiteren Morgensonne zeigt er sich, von den verwandten Strahlen wunderbar entzündet und durchblitzt. Aber auch keine lieblich weiche Madonna ist das riesenhafte Bild, in der Nähe fast schreckhaft durch die ungeheueren Dimensionen, sondern die mildernste Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenschlichen Hoheit.“

²⁹ Vgl. K. Jakubczyk, *Von Denkmälern deutscher Art und Kunst*; in: *Eichendorffs Weltbild* (Habelschwerdt 1923) S. 47 ff.

³⁰ Hist.-krit. Ausg. X, 69.

³¹ Ebd. 111.

³² X, 10.

Es ist kein Zweifel: Eichendorff sah die Erzeugnisse der gotischen Kunst als etwas Großes und empfand sie groß. Und mit dieser Größe erfaßt er auch indirekt einen Teil der gotischen Wesentlichkeit.

Doch wir dürfen an einer Erkenntnis nicht vorübergehen, die, wie mir scheint, für die ganze Beurteilung der künstlerischen und kunstkritischen Mentalität der Restaurationszeit von grundsätzlicher Wichtigkeit ist. Wir müssen daran festhalten: Die Restaurationszeit, die Generation um Eichendorff und Reichensperger, um die Deger, Ittenbach, Müller, die die Fresken auf dem Apollinaris-Berg von Remagen, um Steinle, der die Kapelle von Rheineck und im Dom zu Köln malte – um Jean Béthune, um Joachim Sighart, den Vater der bayerischen Kunstgeschichte, um den Münchener Friedrich Beck und die Gesellschaft von den drei Schilden³³ – sie stand zur Gotik in einem wesentlich anderen Verhältnis als die eigentliche Romantik. Diese, die Vollblutromantik, liebt und verehrt die gotische Kunst aus innerer Verwandtschaft; sie sah in ihr, wie in der eigenen Brust, das Bewegte und Bewegliche, das künstlerische Pathos, das Fließende, die schmerzlichen gespannten Gegensätze, die in der Kunst des späten Mittelalters lebendig und wirksam und oft bis zur Tragik erschütternd sind; sie fühlte das oft unbändige Ausdrucks wollen, die Unbedingtheit des individualistischen Geltungsbegehrens um jeden Preis, auch um den der Schönheit; aus der gotischen Kunst konnte der junge Goethe den alles Kanonische zerstörenden Satz ableiten: „Die Kunst war lange bildend, ehe sie schön war!“³⁴ Anders die Nachromantik oder, wie wir zur deutlichen historischen Unterscheidung immer sagen sollten, die Restauration. Sie fühlte bei der Gotik nichts von all dem Tribulativen und all der seelischen Unruhe und all den formzersprengenden Tendenzen, die dort sich oft so grandios offenbaren. Wohl wußte sie eines und fühlte sie eines richtig: Alle Elemente des gotischen Stils arbeiten auf eine Stimmungssynthese hin.³⁵ Aber die Vielgestaltigkeit, die Gegensätzlichkeit, die Maßlosigkeit, die gar nicht selten barocke Überschwänglichkeit und Leidenschaftlichkeit, die im gärenden Werdeprozeß dieser Stimmung durcheinanderbrausen, – die bleiben ihr fremd und unbekannt. Ihr war die Gotik einfach die Form für den Ausdruck einer himmelanstrebenden Frömmigkeit, namentlich der deutschen Frömmigkeit

³³ Vgl. St. List, *Die Münchner Romantik und die Gesellschaft von den drei Schilden*. (Oberbayer. Arch. f. vat. Gesch. 63 [1922] S. 1 ff).

³⁴ Goethe, *Von deutscher Baukunst*. D. M. Erwini Steinbach. Vgl. A. L. Mayer, *Liturgie u. Geist der Gotik* (Jb. f. Liturgiewiss. 6 [1926] 71 ff).

³⁵ So F. Schürr, *Das altfranzösische Epos* (München 1926) S. 83.

des Mittelalters schlechthin.³⁶ Daher wurde sie nach diesem Prinzip, und zwar nur nach diesem einen, fast alleingültige Form und Norm der Baukunst jener Tage und zum Symbol des deutschen Katholizismus. Diesem Idealismus verdanken der Kölner und Regensburger Dom ihre Fertigstellung und die Marienburg ihre Erneuerung; dieser Ideologie verdankt aber die nachfolgende christliche Kunst zum Teil auch den Verzicht auf lebendiges Weiterstreben und Neuwerden und jene aus der Dogmatisierung eines Kunstideals entsprungene „Neugotik“, der wir heute so schmerzlich oft begegnen. Nicht als ob schon jene Generation es hätte voraussehen können und müssen, was ihre Nachfahren aus ihrem Gedanken machten! Sie hatten ein gutes Recht, der klassizistischen Norm eine gleichwertige entgegenzustellen; und darum ist auch ihr Auftreten historisch bedingt. An der Langeweile der kommenden Geschlechter³⁷ sind sie nicht schuld.

Eines aber ist noch bezeichnend und bedeutsam: Der weitgehende gotisierende Idealismus der Restaurationszeit bezog sich im wesentlichen nur auf die Baukunst. In Plastik und Malerei herrschte ein anderer Geist, der weder gotisch noch im rechten Sinn romantisch ist. Das Nazarenertum, dessen Anschauungen damals im Mittelpunkt der christlichen Kunst standen, ist ja weder seiner Form noch seinem Ursprung nach romantisch, sondern klassizistisch.³⁸ Wohl bricht ab und zu der subjektive Zug der Romantik, ab und zu auch das Bewegt-Realistische der Gotik hervor – namentlich beim jungen Cornelius –, aber das Entscheidende liegt hier nicht. Man kann vielleicht zu einem Kompromiß gelangen und von einem romantischen Klassizismus reden und damit Inhalt und Form dieser christlichen Kunst nebeneinander charakterisieren – die historischen Tatsachen werden aber immer so stehen bleiben wie sie sind. Der alte Friedrich Schlegel schreibt ja selbst³⁹ an seinen Stiefsohn Philipp Veit, den Nazarener, der uns auch in Eichendorffs Briefen⁴⁰ so oft begegnet: „Hütet Euch alle vor Übertreibungen jeder Art... Overbeck ist frei davon; Cornelius nicht... ja er steckt schon sehr tief drin.“ Der Gegensatz Overbeck–Cornelius ist hier nichts anderes als der

³⁶ Vgl. das Nachwort zu meiner Ausgabe „*Eichendorff über die Romantik*“ (Dreiturmbücherei Nr. 13) S. 89.

³⁷ Vgl. Al. Singria, *Der Verfall der kirchlichen Kunst* (Augsburg 1927).

³⁸ Vgl. meine Monographie: *Ulrich Halbreiter. Ein Künstlerleben aus dem 19. Jh.* (XV. Sammelbl. d. Hist. Ver. Freising [1927] S. 60 f.; einen historischen Beweis liefere ich auch „*Die Pfarrkirche von Lechbruck und das Ende des Barock im östl. Allgäu*“ (Schäb. Museum III [1928] S. 159).

³⁹ H. Finke, *Der Briefwechsel Friedrich u. Dorothea Schlegels 1818–1820* (Kempten 1923) S. 141.

⁴⁰ Hist.-krit. Ausg. XIII, 358 (Index).

Gegensatz Klassizismus–Romantik. Und dieser zum Klassizismus und damit zur Renaissance hinneigenden Gesinnung entspricht es auch, wenn August Reichensperger die Rückkehr zu den Ideen der Perugino und Fiesole nicht als Widerspruch zu den Forderungen der Gegenwart betrachtet⁴¹ und wenn der junge Eichendorff (1815) an Philipp Veit schreibt, die von seinem Bruder gefertigte Kopie des Erzengels Michael von Perugino habe ihn tief ergriffen; lange Zeit stehe er davor und nie könne er dieses Gesicht vergessen.⁴² Dieses Nebeneinander von Gotik-Begeisterung und Renaissance-Idealismus mag für uns Heutige, die wir mit anderen geistesgeschichtlichen Erkenntnissen und Voraussetzungen an die Kunst herantreten, eine Unmöglichkeit sein; und wirklich läßt sich auch der sachliche Widerspruch nicht aus der Welt schaffen. Aber in der Seele der Nazarener und Neugotiker gab es diesen Widerspruch nicht. Für sie galt es nur in der Vergangenheit jener Kunst habhaft zu werden, die dem damaligen Ideal katholischer Frömmigkeit gerecht zu werden schien: die gotische Baukunst, soweit man in ihr einen Ausdruck religiöser Inbrunst zu sehen glaubte, stand dabei auf einem Felde mit der gefühlsinnigen Malerei der frühen italienischen Renaissance. Beide Male liegt das Motiv der Wertschätzung mehr im Ethischen als im rein Künstlerischen.

Wir sahen schon, daß auch bei Eichendorff sich diese Zeit und ihre Kunstschauung widerspiegelt. Er kennt ja viele zeitgenössische Künstler persönlich, so vor allem die Stiefsöhne Friedrich Schlegels; und so steht er auch ästhetisch in ihrem Bannkreis. An einem Overbeckschüler, Rud. Friedrich Wasmann, rühmt er dessen Gesinnung, seine künstlerische Bildung und sein ganzes Wesen,⁴³ mit Brentano zusammen bewundert er Overbeck'sche Zeichnungen;⁴⁴ den Konsul Jakob Bartholdy, dessen römische Villa den Lukasbrüdern das erste große Arbeitsgebiet zur Erneuerung der christlichen Kunst war, kennt er durch Schlegel,⁴⁵ ebenso den Maler und Pädagogen Klinkowström.⁴⁶ In einem Brief an Motte-Fouqué,⁴⁷ den er dem Manuskript des „Marmorbild“ beigab, äußert er sich über die optischen Wirkungen der Freskomalerei, die eben durch die Nazarener wieder erweckt worden war, und mit Ludwig Sigismund Ruhl, der zugleich Freund Tischbeins und Freund der „altdeutschen“ Kunst war, steht er im Verkehr;⁴⁸

⁴¹ Pöllmann a.a.O. S. 116.

⁴² Hist.-krit. Ausg. XII, 15 u. 257.

⁴³ XII, 117 u. 296.

⁴⁴ XIII, 231.

⁴⁵ XII, 14.

⁴⁶ XII, 14 u. 257.

⁴⁷ XII, 21.

⁴⁸ XII, 24 u. 262.

Ferdinand Olivier, den romantischen Landschaftskünstler, nennt er einen „praetiösen Mahler“⁴⁹ und am Maler Müller übt er eine leise, scherzende Kritik.⁵⁰ Damit aber kein Ton bei Eichendorff ohne Resonanz bleibe, erfahren wir, daß gerade unser Dichter, „der Hauptgevatter der Marienburg“, im Auftrag Th. v. Schöns über die Ausmalung des gotischen Deutschherrenschlosses mit Veit und Cornelius unterhandelte;⁵¹ doch auch von W. Kaulbach meint Eichendorff, ohne sich dessen von den Nazarenern so verschiedener Art bewußt zu werden, er sei „so recht der Mann dazu, eine ganz historische Idee mit wenig Zügen gleichsam hieroglyphisch anzudeuten.“⁵²

Wir mögen mit diesem und auch mit andern kunsthistorischen und kunstkritischen Urteilen Eichendorffs nicht einverstanden sei. [sic!] Um so klarer sind wir uns darüber, daß der Dichter auch in dieser Beziehung vom Boden seiner Zeit aus urteilt und daß er trotz aller Zeitgebundenheit vielfach sein selbständiges Denken bewahrt. Mag er auch hier nicht den Rang einnehmen, wie in der Literaturgeschichtschreibung, wo er der erste Historiker der großen romantischen Bewegung geworden ist, – so ist er doch auch in seiner kunstgeschichtlichen Einstellung ohne Zweifel der gleiche wie dort: Der scheidenden Romantik jüngster Sohn.

⁴⁹ XI, 308.

⁵⁰ XI, 306.

⁵¹ XIII, 167; 283.

⁵² XII, 155.

Dante, Calderon und die künftige Romantik

Von Adolf Dyroff

Aus Dante schöpfen heute Tausende neue geistige Anregung. Immer neue Übersetzungen aus der Feder begeisterter Nachdichter erscheinen. Stephan George selbst hat ihm seine Kraft gewidmet. Ältere Übersetzungen, sogar die von Witte, werden neu aufgelegt. Schon vor dem Dante-Jubiläum konnte man bemerken, wie Männer und Frauen der verschiedensten Völker dem großen mittelalterlichen Dichter ihre Huldigung darbrachten. Der Festsaal der Wollweberzunft zu Florenz hörte den italienischen Vortrag – eines smarten Amerikaners über den *Divino poeta* durch seinen Raum erklingen und stärksten Beifall des versammelten Publikums, unter denen auch Israeliten sich bemerkbar machten. Die Dante-gesellschaft stellt sich unter des Leipziger Ravenna-Forschers Walther Götz Führung auf neue Füße. All das bedeutet für Dantes Sache viel mehr als die Freudenfeuer zum Todestag Dantes vom Jahre 1921, Freudenfeuer, die bei manchen nur Strofeuer waren! Der arme Calderon muß sich dagegen redlich plagen, immer wieder von neuem seine Ansprüche auf etliche Beachtung durchsetzen. Wohl hatte Goethe sich mehrere Jahre in einem Maße des eleganten Spaniers angenommen, das ungewöhnlich war. Aber bald schlug seine Stimmung fast ins Gegenteil um – die verschiedenen Ursachen und Gründe sollen hier nicht erörtert werden. Wohl haben Platen, Grillparzer, Hebbel und viele andre Calderon Weihrauch gestreut bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts. Wohl erhielten sich bis 1890 etwa zwei Stücke von ihm, „Das Leben ein Traum“ und „Der Richter von Zalamea“, auf der deutschen Bühne. Doch immer spärlicher wurden die Aufführungen und um 1908 war selbst „Das Leben ein Traum“ vergessen. Widerwillig und mit einigem Seufzen gehen die Bühnen an den „veralteten“, „langweiligen“, „katholischen“ Spanier.

Was sind die Ursachen solch gegensätzlichen Verhaltens zu zwei Dichtern, die, wie schon der Bonner Philosoph Clemens erkannte, beide die mittelalterliche katholische Weltanschauung vertreten, jeder auf seinem Gebiete mit Auszeichnung? Nur vier seien genannt: Hinter Dante steht einmütig ein ganzes Volk, hinter Calderon nicht. Die Spanier, offenbar ein zwar stolzes, aber im Kern viel zu zages Volk, bescheiden

bis zur Selbstvergessenheit, haben Calderon selbst verworfen, seitdem der französische Geist bei ihnen einzog. 1912 wurde mir von Kennern Spaniens gesagt: Was tut ihr Deutschen denn so mit Calderon? Die Spanier selbst wollen von ihm nicht mehr viel wissen. Lope de Vega und Tirso de Molina stehen ihnen viel höher! Weiter: Dante stellt seine Weltanschauung mit monumentaler Gewalt, ja mit architektonischer Wucht vor unser geistiges Auge. Über die göttliche Komödie kann man eben so wenig nichtbemerkt hinweggehen wie über den Kölner Dom. Calderons gleiche Weltanschauung verzettelt sich notgedrungen in einzelnen Thesen. Auch wo er sie im großen Zusammenhang gibt, in den schwungvollen Prunkmonologen zu Anfang seiner Stücke, können doch immer nur bestimmte Grundzüge an ihr zum Vorschein kommen. Ferner: Dante rührt an die letzten geheimnisvollen Fragen des Menschengenies: Wie stehts um die Sühne von Sünden und Verbrechen im Jenseits? Wie um die Belohnung des Verdienstes? Wie überhaupt um das Verhältnis von Diesseits und Jenseits? Wie um das Verhältnis von Jenseits und Heidentum? Wer ein Jenseits leugnet, freut sich doch ob der immanenten sittlichen Gerechtigkeit in jener Dichtung. Calderon muß als Dramatiker auf dieser Erde bleiben. Die Kleinlichkeiten dieses Erdenmenschentums müssen von ihm stärker beachtet werden. Wenn auch die fein-mechanische psychologische Kunst der Neuzeit ihm noch fremd ist, so reibt er doch viel mehr Psychologie auf seine Palette als Dante. So schwindet die Wucht und blüht der Elan und die Liebenswürdigkeit, Schalkheit auf. Also wir kommen in einen kleineren Gesichtskreis hinein. Die scholastische Weltanschauung ist verfeinert und vergenauert. Die packende Naivität, die selbst Versteigenheiten und Fehler Dantes bedeutend erscheinen macht, ist einer fast morbiden Feingeistigkeit gewichen. Wenn Julius Maria Becker im „Nationaltheater“ (1928/9, S. 18) Calderon den größten Dramatiker des Barock heißt, so hat Dante als Dichter der Hochgotik zu gelten. Endlich: Dantes große Dichtung ist unersetzbar, unumbildbar, unantastbar! Calderons Dramen lassen sich wie alle Dramen durch Nachbildungen, Umbildungen ersetzen, vielfach überbieten. Goldoni, Gozzi, Hebbel, Grillparzer haben das getan. Die Schauspielkunst lebt von solchen Umbildungen. Was aber Ursache ist, muß noch nicht berechtigter Grund sein. Wir haben dennoch die Frage aufzuwerfen: Kann Calderon für eine zukünftige Romantik entbehrt werden? Die Antwort hat zu lauten: Nein! Dabei ist vorzuschicken: Um Calderon wieder lebendig zu machen, müssen bessere Übersetzungen und Darbietungen und bessere Auswahlen hergestellt werden. Verzeihung! Nicht hergestellt, nein gedichtet werden! Das ist ja der Jammer, daß so mancher Übersetzungen „herstellt“, aber nicht gleich Eichendorff dichtet! Calderon hat, einem Bedürfnis seiner Zeit folgend, fremde Stücke bearbeitet, Verse geschrieben, die uns heute und dem Menschentum überhaupt wenig

mehr oder nichts bieten. Ein Dramatiker ist in anderer Lage als der Buchepiker: Er kann die Gefühle und Neigungen seiner Zuhörer nicht ganz unberücksichtigt lassen. Man streiche also, ziehe zusammen, ändere, freilich zartfühlend, so sehr, als es die Verständlichkeit für uns nur verlangt. Nur gebe man der heut herrschenden Gefühls- und Gedankenfaulheit nicht zu sehr nach, ich meine dem indolenten, lottrigen, schlendrigen Kino- und Radiogeschmack, der sich auf einem Ledersessel oder auf der Chaiselongue trefflich befriedigen läßt.

Warum kann keine Romantik Calderon entbehren? Nicht etwa deshalb, weil die deutsche Altromantik, zumal in der Person A. W. von Schlegels, ihn neben Dante auf den Schild erhob. Das wäre ein rein historischer Grund. Nein! Vielmehr deshalb, weil, wie A. W. von Schlegel schon ganz richtig erkannte, und nach ihm Graf Schack, Calderon ein ganz eigenartiger, einmaliger und sehr hervorragender Spitzenvertreter der romantischen Weltanschauung ist. Alles in der Literatur, was Klischee, Wiederholung, nur Zeitgröße ist, soll untergehen für das Leben der Zukunft und nur in den Literaturgeschichten und grammatischen Darstellungen sich auswirken. Vielleicht, daß noch der Psycholog solche Werke studiert, um den Ursachen und Formen des Zeitgeistes nachzugehen. So fahren denn alle Werke wie „Sigwarts Leiden“, „Die Felseninsel“, tausend Kriminalromane (wie tief stehen so viele Produkte unsrer Zeit!) und hundert momentan „zugige“ Stücke unserer Tage dahin. Aber was in irgend einer Richtung bedeutend ist, was immer wieder uns Neues sagen kann in unvorweggenommener und unnachahmlicher Form, das soll bleiben. Cervantes' zum Teil köstliche Zwischenaktstückchen sind psychopathologisch heute noch interessant. Als Proben für kleine Kreise und als Appetitbißchen für Feinschmecker noch wertvoll. Fürs allgemeine aber unbrauchbar. Sein Don Quixote und sein Sancho Pansa leben ewig, obwohl solche halbverrückte Literaturfresser und solche spanische „Knappen“ nicht mehr vorkommen. Das Ewige an Don Quixote und Sancho ist das, was allgemein menschlich in ihrem Tun und Treiben ist, vor allem des edlen Don hyperideale Narretei und des biedereren Sancho unübertreffliche Dummheit. Das Ewige an Cervantes – sein sieghafter Übermut, der seiner glänzenden Weisheit den Spiegel hält, auf daß er die Torheit der Menschheit sehe, das, was man heute pathologisch nennt, und ewig auch der, der beide zu Eltern hat, sein geradezu gewaltiger Humor. Warum rückt man also Calderon sein Spaniertum vor? Man könnte mathematisch sagen: Dante verhält sich zu Calderon wie Michelangelo zu Cervantes. Dort bei den Italienern die beiden hochernsten, monumentalen Künstler, hier bei den Spaniern die beiden tieferrnsten Künstler, die doch zugleich einen herzhaften Schluck Mutterwitz mit der Muttermilch eingesogen haben. Mit geringerem Rechte würde man sagen: Dante zu Calderon wie Velasquez zu Cervantes.

Wohl ist auch Velasquez voll von hohem Ernste. Wer die glänzende Studie Carl Justi „Diego Velasquez und sein Jahrhundert“ durchblättert, wird auf kein Bild stoßen, das etwa lustig wäre. Sehr bezeichnend ist es, wie Velasquez, noch dazu im Wettkampf mit Rubens, den Bacchus darstellt! Justi belehrt uns, daß die Trunkenheit in Spanien damals größter Verachtung unterlag. Wohl umfaßt die gemeine „Bruderschaft“, in der der spanische Bacchus sich wohl fühlt, zwei oder drei grinsende Gesichter, doch es ist keine strahlende, vergeistigte Lustigkeit, eher eine tierisch-dumme. Einer der „Säufer“, der mit dem germanischen Typus, schaut ernst-verehrend zu dem Gotte auf und der Gott selbst hat etwas Verlogenes und Listiges in seinem halben Lächeln, wie er einen kraftvollen, bebarteten Säufer kränzt. Und trotzdem ist Velasquez ein ganz naher Verwandter Calderons! Welch bessere Illustration zu des Dichters Dramen als die Abschilderungen spanischer Granden durch den Maler kann man sich denken? Wer einen calderonschen Engel, ein calderonsches Kind sehen will, vertiefe sich in Velasquez „Christus an der Säule“. Eine keineswegs ätherische Frauenfigur, schwer bekleidet, die Flügel wie angeschnallt, das Kind im ganz faltigen, weit herabfallenden Hemdchen! Das Kindchen ist aufs Tiefste erschüttert von dem furchtbaren Anblick der an die Erde geworfenen, hart gefesselten Gottheit. Der Engel hat das Auge gesenkt, die etwas vorgeschobenen Lippen sind dem Weinen nahe. Das ist alles ganz dogmatisch gefühlt. Justi, der uns dieses Bild lesen lehrte, verweist für die gefalteten Hände und das Niederknien des Kindes auf die Analogie mittelalterlicher Triptychen und deutet auf den zarten, weißen Strahl, der von der Herzgegend des Kindes zum Ohre Jesu geht. Bei dem Engel macht der Kunsthistoriker darauf aufmerksam, daß wohl seine Hand auf den unendlich leidenden Christus hinzeigt, aber sein Blick deshalb gesenkt ist, damit der Schmerz nicht hervorbreche. Die Symbolik der weißen Linie zwischen Herzgegend des Kindes und Ohr Christi hat im Mittelalter und bei Grünewald Parallelen. Ebenso die scheue, fast zurückgebogene Haltung des Zeigefingers beim Engel in den beliebten Darstellungen der Magdalena am Kreuze: Man darf sich Christi Leib nicht zu sehr nähern! Die Affektlosigkeit des Engels ist nicht minder dogmatisch gedacht. Und dabei die vollkommene Natürlichkeit der Gesamthaltungen! Vom Bezug zwischen Christus und dem Kinde betont Justi: „Das alles gibt sich so schlicht wie ein wirklicher Vorfall!“ Und vom Engel: „Der Engel ist ein Bildnis.“ Ich füge hinzu: Die Haltung des Engels ist mütterlich. Kind und Engel gleichen sich im Gesichte. Also verkleidete Dogmatik. Nun, verkleidete Dogmatik sind die – sämtlichen „Geistlichen Festspiele“ Calderons. Auf den Brettern, die sie trugen, schritten solch verkleidete Figuren wie der Engel des Velasquez, der in der Tat, wie Justi angibt, ein Engel nach dem Muster der Passionsspiele ist. Aber auch die Prozessionen hatten früher wie heut noch in Flandern

solche Figuren. Schon Dante in seiner Festprozession gegen Ende des Läuterungsberges kannte sie. Velasquez und Calderon rücken aber noch enger zusammen: Mythologie, heilige Geschichte, ritterlich-spanisches Leben sind ihrer beider Themata.

Die Porträtkunst Calderons gilt als gering. Sie ist aber nicht so klein, wie unsere Zeitgenossen bei ihrer wirklich oberflächlichen Analyse meinen. Man hat nur von dem Konventionellen, das vom damaligen spanischen Publikum und durch die damalige dramatische Technik einfach gefordert wurde, abzusehen, also von den burlesken Figuren, von den Begleiterinnen der vornehmen Damen, von den Sitten der Ritter, von den Verkleidungen, und man wird sehr feine Porträts entdecken. Voran stehen bei Calderon die Frauen. Er muß in den Jahren seines vorgeistlichen Lebens eine ihn tief packende Erfahrung mit einer vornehmen Dame gemacht haben, die sich über alle Konvention weiblicher Art verwogen, frech hinwegsetzte und männliches Wesen annahm, ja über geläufiges männliches Wesen sich erhob. Als Dramendichter zerspaltet er diese Figur in mehrere: Die barockste Form nimmt sie als Semiramis in der „Tochter der Luft“ an: von maßlosem Ehrgeiz erzitternd, schreitet Semiramis über Leichen zum königlichen Thron empor und stellt sogar dem Leben des eigenen Sohnes nach. In einer musterhaften *gradatio* führt Calderon die psychische Entwicklung eines Mädchens durch, das, während seiner Kindheit ganz von Menschen getrennt gehalten, durch einen eifersüchtigen General einer engbegrenzten Öffentlichkeit auf einem Landgute geschenkt, durch einen schwachmütigen, unbesonnenen König mitten ins freie Hofleben versetzt und so Schritt für Schritt das emanzipierte Weib von barockem Ausmaße wird. In der „Andacht zum Kreuze“ ist es die ehemalige Nonne, die alle Bande klösterlicher Einsamkeit und frommer Scheu abwirft, um von Vergehen zu Verbrechen fort bis an den äußersten Rand des Abgrundes zu geraten. In „Dame Kobold“ zieht der welterfahrene Dichter die lustigere Seite solcher Frauencharaktere hervor: die Fopperei, die nahe an die äußerste Grenze herangeht! Auch das ein typischer Zug der Hysterika, die im Grunde frech ist und mit allem Persönlichen experimentiert! Neben eine solche Frauenfigur, die sich auch sonst noch abkonterfeit findet, so in „Rosaura“ („Leben ein Traum“), halte man nun die „Mariamne“ in „Eifersucht das größte Scheusal“! Auch da Entwicklung! Es ist gar nicht wahr, daß Calderon nicht entwickelt. Er gebraucht nur freiere Mittel der dramatischen Porträtkunst als unsere psychologisch überbildeten Dramendichter. Von dem zartbesaiteten, scheuen Werkzeug der „großmütigen“ Liebe des Tyrannen wächst unter den Hammer schlägen der feigen Eifersucht des Gatten Mariamne zur heroischen Erzfigur heran. Ohne die Mariamne Calderons war weder die Mariamne noch die Rhodope Hebbels möglich. Man kennt neuzeitliche Menschen, denen die Frauen Hebbels viel zu selbstgefällig räsonnieren.

Neben dem Reichtum von Frauencharakteren stehen bei Calderon doch auch manche eigenartige Männerfiguren. Im „Leben ein Traum“ ist der Kontrast zwischen dem König-Vater und dem Prinzen-Sohn der Geschichte entnommen: Philipp II. und sein unglücklicher Sohn Don Carlos! Konnte Calderon dieses Vorbild übersehen? Philipp IV. hat ihm die Idealisierung des Prinzen, die so viel lebensechter ist als die durch Schiller, nicht übel nehmen können! Mag auch von andern dieser oder jener Zug ins ganze Bild hineingeflossen sein, so vom „Philoctetes“ des Sophokles die Wildheit und Unfügsamkeit des Vereinsamen in das Porträt des Sigismund, vom Odysseus des Sophokles der Zug der Weisheit in das Bild des Königs Basilius, die Gesamtbilder sind originale Porträts. Herodes in „Eifersucht das größte Scheusal“ ist gewiß nicht so diffizil durchgebildet wie Hebbels Herodes. Aber den Grundzug des elend feigen Tyrannen hebt der Spanier schon genügend hervor. Der „Richter von Zalamea“ ist als merkwürdigstes Mannwesen von altrömischer Manliuskraft zu bekannt, als daß ihm mehr Worte gewidmet werden müßten. Hier kann auch nicht der naheliegenden Frage nachgegangen werden, ob und wodurch Calderon das Charakterbild verbesserte, das sein Vorgänger Lope de Vega (wenn die andere Gestaltung wirklich von Lope stammt) hingemalt hatte. Der standhafte Prinz in seiner Vornehmheit, der Arzt seiner Ehre, der Maler seiner Schmach und wie sie alle heißen, es sind Typen von besonderem Schrot und Korn! Und wie fein differenziert der Dichter im „Großen Welttheater“ die verschiedenen Stände! Man muß sich das Auto nur einmal aufführen lassen, um die feine Charakterisierung sofort zu erkennen! Wenn die Bilder mit einer Art von antiker Rücksicht aufs Maß abgestimmt sind, so darf auf Justis Feststellungen kritisierender Dämpfung bei Velasquez kurz hingewiesen werden. Nun noch ein letztes zu dem Kapitel Velasquez und Calderon: Wie eine Szenerie zu einem Calderonschen Stücke nimmt sich Velasquez Bild der Villa Medici aus, das bei Justi wiedergegeben ist: Rundbogen, stark von Baumlaub verschattete Seitentüren, vornehmer Herr im Mantel mit Halskrause und ein Bettler ihm gegenüber! Kein Wunder, daß Justi unsern Calderon oft zitiert. Der Vergleich Calderons mit Cervantes und Velasquez macht uns den Weg von Calderon zu Dante etwas bequemer. Als Spanier erkannt, als Dramatiker erkannt, als Dichter einer verkleideten Dogmatik erkannt, tritt Calderon neben Dante so, daß er zugleich unaufhebbare Eigenwerte zu verschenken hat. Es läßt sich nun nicht mehr behaupten: Wir haben, wenn wir die scholastische Weltanschauung poetisch verklärt erblicken wollen, an Dante genug. Fürwahr, es ist eine ganz besondere und für die Zukunft der europäischen Kultur überaus wichtige Sache, die scholastische Philosophie auch im dra-

[Abbildung „Aus Eichendorffs Heimat“]

matischen Gewande vor uns zu haben. Daß die phantasiegewaltigeren Vorläufer Calderons, Lope und Tirso, weder die philosophische Vertiefung noch die abgerundete dramatisch wirksame Form uns darreichen wie Calderon, kann dem Kenner nicht zweifelhaft sein. Eben diese Vorzüge – sie sind es – haben zuerst Calderon in der romantischen Zeit Deutschlands den Weg zu unseren Bühnen und in unsere Sprache geebnet. Er war für die damaligen Bedürfnisse der leichteren Dichter. Aber weil er Philosophie und beherrschte Form hat, wird er aus jener Ära eines spanischen Barock, das zugleich noch von der Renaissance her Vorteile genießt, der für alle Zeit zeitgemäße sein. Es ist die Philosophie perennis in einer viel volkstümlicheren Form, als sie Dante, der Eigendenker, darreichen konnte. Werden Murillos Gassenbuben aller Zeit verständlich, begreiflich und erfreulich sein? Ich dünke denn doch! Das sind nicht nur spanische, jüdische, halbmaurische Buben; es sind Buben, in denen allgemeinmenschliches Bubentum steckt. Unser Volk, das in die Münchener Pinakothek kommt, bewundert zugleich Murillos Kunst wegen der ewig menschlichen Sachlichkeit der Knabenscenen, die immer neu ist. Genau so entzücken den Rheinländer und damit wohl alle unverbildeten Gemüter, die noch nicht vergrämelt sind, die burlesken Burschen und Mädels bei Calderon, auch der Bauer im „Großen Welttheater“, der da die Rolle des „gracioso“ übernommen hat, auch die Zofe in „Herrin und Zofe“. Doch wie in Murillos Schaffen die Gassenbuben etwas Untergeordnetes waren, so die frechen Burschen und schnippigen Servanten im Kunstwerk Calderons. Diese Typen vertreten nur eine Seite der Wirklichkeit und von dieser Seite wieder nur einen ganz besonderen Zug: Von der niederen Welt Platons mit ihrer Vergänglichkeit und ihrer Wandelbarkeit, ihren Schwächen, ihrer Minderwertigkeit, ihrer Nichtigkeit, d. h. ihrem Anteil am Nichtsein die lächerliche Seite mit ihrer Klobigkeit, Derbigkeit, halben Gutmütigkeit, ihrem gefräßigen Egoismus, ihrer würdelosen Feigheit. So etwas wird es immer geben. Dante hat es in seinen dummen Teufeln lustig, in menschlichen Figuren der Hölle und des Fegfeuers überaus ernst dargestellt. Eine Diesseitsauffassung, die in absolut optimistischer Verblendung diese Seite übersähe oder einklammerte, kann nicht Aufgabe der zukünftigen Kunst sein. Dem rein religiösen Gebiete, m. a. W. dem Gottesdienst in seiner Feierlichkeit, die die ganze Erhabenheit des Allerhöchsten, so weit als es Mensch nur möglich ist, zum Ausdruck und Eindruck bringen soll, beliebt natürlich all dergleichen fremd. Doch durfte es Calderon wagen, dem Sinn unseres Volkes für die heitere Seite des menschlichen Daseins im geistlichen Festspiele entgegenzukommen. Einem Bußdichter wie Reinhold Maria Sorge, einer Glaubensdichterin wie Ilse von Stach stand so etwas weder an noch zu. Ihnen eignete ausschließlich die liturgische

Feierlichkeit. Nur, daß die Kunst auch das Verhältnis des Menschentums zur Religion mitergreifen muß, des Menschentums nach allen seinen Richtungen. So kann und soll heute und in Zukunft neben Sorge und Ilse von Stach und allen, die aus hohem Ernste dichten, Calderon der sein, der aus tiefem Ernste dichtet. Dem Volke ist vielfach die Hoheit des Allerhöchsten etwas unbequem. Es macht sich zuweilen Mut zum Aufstieg, indem es die unvermeidlichen Außenwerke der Religion in eine ihm nähere menschliche Beleuchtung rückt, sich selbst homogen macht und eine Art Volksetymologie gegenüber der Religion treibt. Diese geistige Volksetymologie spottet indes nicht mit dem Heiligen als solchem, sondern mit sich, dem Volke, selbst. Abraham a Santa Clara, der im österreichischen und damit im spanischen Kulturkreis jener Zeit stand, ist ein äußerstes Extrem der gemeinen Geisteshaltung. Die Altbayern, die Schwaben, in milderem Maße die Rheinländer sind Stämme, die noch viel davon übrig haben. Der Norddeutsche, schwerblütiger und radikaler veranlagt, mißdeutet da leicht und verdammt. Man darf aber das Dasein nicht verarmen; man muß nur Auswüchse abschneiden. Die größere Volkstümlichkeit Calderons gegenüber Dante bewährt sich noch auf einem ganz anderen Gebiete. Seine Stücke sind gespickt mit Sprichwörtern und spruchwortartigen Sentenzen. Die Beliebtheit des Sophokles beim athenischen Volke wird wohl auch darauf zurückgehen, daß er ältere Philosophenaussprüche in eine Sprichwortform zu gießen verstand. Wenn Brentano und Eichendorff sich über eine Sprichwortmanie gelegentlich etwas lustig machen, so hat doch W. H. Riehl in seinem Sprichwörterduell zwischen Schmied und Ritter die Vortrefflichkeit der Sprichwortliebe humorvoll erwiesen. Bekanntlich ist Calderon durch seine Dramentitel darin wirksam gewesen, daß sie fast zu Sprichwörtern wurden: „Es kommt anders, als man denkt.“ „Das laute Geheimnis“, „Das Leben ein Traum“ u.a.m. Nie wird seinen Werken die Kraft verloren gehen! Nachahmen soll man so etwas nicht. Erhalten wir uns also Calderon!

Wenn Shakespeare den erhabenen Ton seiner Hauptfiguren mit dem derben seiner Nebenfiguren mischt, bewundern wir das und wir fühlen den so eingeführten Kontrast als besonders prickelnd. Calderon entnimmt das gleiche Kunstmittel dem Kunstarsenal seiner Zeit. Sind seine derben Figuren auch meist etwas feiner geschnitzt als die Shakespeares, sind sie unter Umständen sogar geistreich-witzig, indem sie scholastische Schlüsse bilden, so sind sie doch stets leicht verständlich, leichter verständlich als manche Reden bei Shakespeare, die, wie z.B. die der Totengräber im Hamlet, heute ungenießbar sind. Und ist das ewige Witzeln Shakespeares über den Hahnrei heute noch von irgend welchem Belang?

Hinter Shakespeare, hinter Dante, hinter Calderon steht die scholastische Philosophie. Philologisch-historische Kleinarbeit kann sie da und dort fest packen. So wenn Shakespeare den einen Totengräber statt „ergo“ sagen läßt: „ergel“, so wenn Calderon und Dante scholastische Termini gebrauchen. Shakespeare ist wohl über die Trivialschule mit ihrem Minimum an Logik nicht hinausgekommen. Der Religionsunterricht seiner Jugend mußte ihm dagegen genug an Metaphysik mitgeben und er verwendet sie weidlich allüberall. Dazu scheinen die „Familiengespräche“ des Erasmus (ob auch die „Versuche“ des Montaigne?) ihn angeregt zu haben. In Kürze: Wir haben bei Shakespeare im Kerne Scholastik, die durch halbphilosophische Renaissanceliteratur leicht gefärbt ist. Dante legt eine Scholastik zugrunde, die bei einzelnen bedeutenden Abweichungen doch mit der des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino ziemlich übereinkommt und unter arabischen Einflüssen steht, mögen die Vermittelungen sein, welche sie wollen. Auch für Calderon ist es bis jetzt trotz allen Bemühungen nicht gelungen, den oder die spanischen Scholastiker ausfindig zu machen, denen er sein scholastisches Denken verdankt. Wir wissen nur den Namen eines Alttestamentlers, dem er verpflichtet ist. Doch, es ist ja nicht zu bezweifeln, daß er die Hauptpunkte der Scholastik übernimmt bis zu der Lehre, daß die vor der Taufe gestorbenen sündenlosen Kinder nicht in den Himmel und nicht in die Hölle kommen. Calderons Weltanschauung ist um einige Grade thomistischer als die Dantes. Mehr als einmal bedient sich der Spanier jener Synthese aus theistischer und deterministischer Weltanschauung, die Thomas gefunden: Das Fatum ist nur Werkzeug Gottes, nur Diener des Allerhöchsten und ebenso Fortuna. Wer das Ringen zwischen Aristotelismus und Stoizismus kennt, weiß, was das historisch für eine Tat des Aquinaten war. Wer das Ringen deterministischer und fatalistischer Neigungen mit theistischen in der Brust des heutigen Menschen beobachtet, vielleicht auch an sich selbst, der wird des Thomas Lösung eines Zeitproblems als Rettung aus einer Denkschwierigkeit begrüßen, die mitten in das Getriebe des praktischen Lebens hineingreift. Wer voraussieht, daß die beiden Tendenzen, die theistische und die fatalistische, einmal wieder auf den Menschengestirne einströmen werden, wer es durchschaut, daß die Gewalt und scheinbar kalte, mitleidlose Macht des ehernen Weltgesetzes sich menschlichem Blicke durch alle Jahrhunderte wird ebenso aufdringen müssen wie die Sehnsucht nach einem obersten Lenker und Vater aller Dinge, die Notwendigkeit einer letzten einheitlichen Ursache alles Geschehens, ebenso wie die Obmacht des vollendet freien Geistigen über das bedingte materielle Geschehen, der wird jede volkstümliche künstlerische Darstellung der glückverheißenden, vor Pessimismus freien Theorien des großen Thomas als dauerndes Geschenk an die Mensch-

heit erhalten wissen wollen. Verträgt sich doch diese thomistische Lehre gut mit der leibnizschen von der prästabilierten Harmonie zwischen dem mechanischen Naturlauf und den höchsten Gnadenzielen Gottes und mit der verwandten Lehre Lotzes von der Überordnung der letzten geistigen Weltzwecke über den Mechanismus der Atome. Alle die neueren Theorien, die das bezeichnete Verhältnis zu bestimmen versuchen, kommen uns wie nähere Ausführungen der thomistischen Theorie vor. Und das wird in alle Zukunft so bleiben. Eben das aber läßt Calderon als Ausfluß der in seiner Seele lebenden Weltanschauung im Kampfe leibhaftiger Menschen als leibhaftige Wirklichkeit vor unser Auge treten, wenn der Vater Basilius seinen furchtbarer Leidenschaft verfallenen Sohn Sigismund durch einen vorgetäuschten Traum heilt. Nicht die Überzeugung, daß das Leben ein Traum sei, kann und will Calderon in uns Macht gewinnen lassen, sondern vielmehr die umgekehrte Überzeugung, daß das wirkliche Leben etwas Sinnvolles sei. Die Traum-Leben-These ist nur untergeordnetes Mittel. Wir haben Veranlassung das zu betonen. Julius Maria Becker hat zwar geistvoll, aber Begriffsschemata in die geschichtliche Betrachtung hineinkeilend und sie so sprengend, dieses behauptet: Im „Leben ein Traum“ ist väterlicher Machtkreis wider den Kreis des Sohnes gestellt, doch freilich so, daß Sigismund die aktiv-lebenumklammernde Potenz, der Vater aber die starke Entscheidung zu Geist und Güte vertritt. Calderon, der taumelnd am Abgrund des westlichen Denkens streift, kassiert nun die Tat, zerstört die Sohn-Potenz, inthronisiert für Ewigkeiten den Vater, den Geist. „Wie er das tut, indem er den Sohn ins tiefe Erlebnis des Traumes taucht und knapp hinterm Vater die Welt des Sohnes in Rauch zerstäubt: das allerdings ist kaum noch christlich gedacht, ist erster grandioser Hinübertritt Europas nach Asien, ist Platons Kapitulation vor Buddhas ewiger Denkerstirne.“ Becker hätte sich doch nicht so sehr von dem verwegenen Vorbild seines Standesgenossen Kriek mit fortreißen lassen sollen. Spenglern ist in geschichtlichen Dingen immer ein zweischneidig Schwert. Kann denn Becker nachweisen, daß der Gedanke: „das Leben ein Traum“ von Indien nach Europa kam, kommen mußte? Daß eine syrische Schrift, die mit Unrecht Ephraim dem Syrer zugeschrieben wird, den Gedanken hat, beweist nichts. Der Syrer hat vieles mit Mark Aurel gemein, auch einen Vergleich. Mark Aurel entlehnt da aber wohl von einem griechischen Kyniker, von (Menedemos) Menippos von Gadara. Und jetzt gilt es aufzuhorchen! Menedemos stammt aus einem Teile Syriens, aus der Gegend um Damaskus und Antilibanon. Vielleicht ist seine Darstellungsform vom Orient her angeregt. Warum sollte er nicht auch seine Gedanken von dort her haben? Die Frage ist berechtigt. Aber die Antwort ist heute und wohl für immer nicht in dem Sinne zu geben, als ob der Einfluß des

Orients und gar der Buddhas sicher wäre. Sicher ist aber dies: Der Kynismus stammt von Antisthenes von – Athen. Und der Kynismus hält gegen die Tugend alle andern Dinge der Welt für nichts, ficht auch für die volle Einheit Gottes. Antisthenes' Schüler Diogenes stammte aus Sinope und das führt uns in die Gegend des schwarzen Meeres. Jedermann weiß, wie wenig dem Diogenes das Leben galt. Lag da der Gedanke, es sei nicht mehr wert als ein Traum, denn so fern? Becker meint, Platon habe im vollen Gegensatz zu Buddha gestanden. Platon? Sind ihm nicht die Dinge der Wirklichkeit, die nicht „Ideen“ sind, nur Schatten von Wirklichkeiten? „Das Leben ein Schatten“ steht, und nicht nur für Mark Aurel, auf gleicher Stufe wie „Das Leben ein Traum“! Hat Platon nicht die Figur des Armeniers. „Er“, der in Scheintod verfallen, die letzte Wirklichkeit der Dinge anders sieht als wir in diesem Leben. Der Armenier hat nicht eigentlich geträumt, aber wir träumen sozusagen, wenn wir die ihrer Natur nach unbeständigen Sinnendinge in ihren Spiegelbildern betrachten. Hat nun etwa Platon seinen Gedanken von der halb scheinhaften Natur der Erfahrungsdinge von einem Armenier? Keineswegs! Wir können jederzeit den Weg von Heraklit und Parmenides zu Platon nachwandern und brauchen dabei nicht nach Indien abzuschweifen. Für Parmenides aber sind die Dinge außer dem Einen, dem ganz wahrhaft Seienden, nur Täuschungen, Irrtumsprodukte, Wortverirrungen. Freilich des Parmenides Lehrer war, wie es heißt, Xenophanes aus Kolophon in der Nähe von Ephesos. Aber gerade die Lehre von der Nichtigkeit der Dinge außer dem Einen Gott hat Xenophanes noch nicht. Die Folgerung hat erst Parmenides gezogen. Gewiß sagt Xenophanes, der auch auf die Einheit Gottes gegenüber der Vielgötterei der Hellenen den größten Nachdruck legt: „Es ist bloße ‚Meinung‘ (oder ‚Wahn‘) über alles gebreitet.“ Aber das steht im Widerspruch zu andern bei ihm. Er tritt recht dogmatisch auf, wo er die Entwicklung der Naturwesen angibt. Was bedeutet „alles“? Die vielen Einzeldinge da im Gegensatz zum Ganzen des All? Wahrscheinlich! Nur nicht sicher! Man sieht: Es geht furchtbar hin und her: Zwar – aber. Und hin und her werden wir auch geschleudert, wenn wir von Damaskus nach Athen und Armenien und nach dem schwarzen Meer und wieder in die Gegend von Ephesos getragen werden oder in die Gegend von Neapel in Süditalien. Sollte da überallhin Buddha gedrungen sein? In Athen keine gute Kunde von Indien vor Alexanders des Großen Zeiten. Wie es um Syrien, Armenien, Sinope, Kolophon stand, wissen wir nicht. Der Buddhismus soll erst 480 v. Chr. Geburt fertig gewesen sein. Um diese Zeit war Xenophanes schon aufgestanden. Auch Parmenides kann aus zeitlichem Grunde den Buddhismus nicht gekannt haben; so schnell wandert ein Gedanken nicht von Indien

nach Süditalien. Es müßte sonach schon die ältere Form der Maya-Lehre zugrunde gelegen haben.

Doch genug von der Kritik am „antihistorischen“ Sprenglertum. Wesentlich ist: Nicht nur für Platon, sondern auch für das frühe Christentum bedeutete der kynische und skeptische Gedanke viel, daß die Dinge der empirischen Welt nur traumartigen Bestand haben. Buddha will nur vom Leide der wechselnden Scheinbilder erlösen, er hält aber das All wie das Individuum für Realitäten, auch ist er Atheist. Kann man diese Weltanschauung mit der des Calderon im Wesentlichen vergleichen? Mir scheint, Calderons Traumlehre mit der indischen Maya-Lehre gleichsetzen hieße ebenso viel wie Brentanos Vers: „Denn alles geht vorbei“ auf Schopenhauer zurückzuführen. Becker möge unbesorgt sein: Das Christentum Calderons, der wie Descartes ein Jesuitenschüler war, ist nicht in Gefahr. Er vertiefte sich nur gründlich in das „große Welttheater“ und er wird erfahren, daß auch Calderon den Menschen auf ein festes Diesseits hinweist, in dem jeder Einzelne seine lebens- und wirklichkeitsvolle Aufgabe zu erfüllen hat. Auch Calderon lehrt: *Hic Rhodus, hic salta!* Und wenn er dort das Erdenleben als Schauspielen kennzeichnet, so ist das eben auch nur ein Bild, das aber keineswegs aussagen will, daß das Menschenleben etwas Scheinhaftes sei.

Somit rückt Calderon in keinem wesentlichsten Punkte von Dante ab. Für den, der seine „Sakramentsspiele“ auch nur zum Teil studiert hat, ist das so selbstverständlich wie nur möglich. Schließlich hat es Becker nicht so schlimm gemeint. Immerhin: Man soll sich vor so bedenklichen Wendungen hüten! Gott der Weltenschöpfer, der Welterhalter, der Weltregierer, das ist das Thema der „Eucharistiespiele“, was die geistlichen Festspiele ja sind, das ist der Hintergedanke aller Stücke des Spaniers, ob er im Stücke nun ausgesprochen ist oder nur, mitgedacht, mitschwingt. Zum „Großen Welttheater“ lese man „den Maler seiner Schande“, den Eichendorff uns ebenfalls wieder geschenkt hat. „Eine der genialsten Kompositionen, die ich kenne“, sagt der Philologe Schmidt und der sonst so tadelsüchtige Romanist Wolfgang von Wurzbach, der dieses Wort seines Vorläufers ohne Widerspruch mitteilt, fühlt sich gezwungen zu gestehen: „Eine Allegorisierung einer Komödie des Dichters (des Stückes „Der Maler seiner Schande“), aber in der Anlage ungleich kühner und phantastischer.“ Daß Gott mit einer Pistole auf Luzifer schießt, bestimmt das Gesamturteil der Kritiker also nicht. Das ist recht verständlich. Es wäre Pedanterie ärgster Art, wollte man einem Barockdichter den Anarchonismus verübeln. Dem Herrn, der zu einer Zeit, als es noch keine Malerei gab, mit Palette, Malerstock und Pinsel hantiert, steht der Gebrauch der Pistole nicht übel. Manchem

mag der verblüffende und sicher ungeheuer wirksame Vorgang als äußerlicher Theatercoup unbehaglich sein. Man überlege aber: Der Herr, der etwa wie der auch malende König Philipp IV. von Spanien aufzufassen ist, findet durch Luzifer und durch die Schuld, dieses „Siechtum der seligsten Geschicke, dieses Scheusal, das auf Triften von Schirling weidet,“ sein höchstes Kunstwerk, die menschliche Natur, entehrt und seine eigene Ehre verloren. Er, dessen Wort feuriger Blitz ist, findet in dem Abbild solch himmlischen Strahles, im Blitz der Kugel, gerade das angemessenste Mittel, die Ehre eines tiefgekränkten, vornehmen Mannes wiederherzustellen. Für die Zeit der Mitte des 17. Jahrhunderts galt anscheinend das Pistol, das aus einer Waffe für die vornehme Waffengattung der Reiterei hervorgegangen war, noch als besonders edles und höchst interessantes Handfeuerzeug. Auf Bildern der Zeit bedroht Abraham seinen Isaac mit dem Pistol. So ist es sehr begreiflich, daß Calderon die so rasch und gewaltig treffende, fast Wunder wirkende kleine Waffe dem Weltenschöpfer in die Hand gibt, an Luzifer und der Schuld den Schimpf zu rächen. So ist es begreiflich, daß die menschliche Natur, die Welt, der Wille, in Erstarrung und Entsetzen ob der Wirkung der Waffe geraten. Und die Wirkung des strahlenschießenden Wunderinstruments richtet sich gegen den „Lichtbringer“ Luzifer. Fürwahr, „Ungeheures“ hat der als Maler verkleidete Herr gewagt. Auch an der Verkleidung Gottes als Maler möge man keinen Anstoß nehmen! Nehmen wir etwa Anstoß an jenen rührenden, sinnigen Erzählungen, die Gott Vater oder Gott Sohn in menschlicher Gestalt und Gewandung durch Fluren, Dörfer und Städte schreiten lassen? Halten wir Goethe für unehrerbietig, weil er Christus „verkannt und sehr gering“ über den Erdboden schreiten läßt? Stets von neuem bewährt sich, daß, wer Calderon mit kleinlichem Maßstabe mißt, nur beweist, daß ihm für die Feinheiten dieses Dichters die Augen gehalten sind.

Von der Pracht der Licht- und Sternverehrung, die den großen Florentiner so unendlich adelt, scheinen des Spaniers Schauspiele nichts zu bieten. Man lasse sich nicht täuschen. Jener tiefe Vergleich „Sterne und Blume“, ein echt dantescher Gedanke, ist so schön, daß er mehrere Male gefunden werden mußte. Hankamer glaubt ihn von Boehme ableiten zu sollen. Es ist ein Lieblingsbild Calderons. Brentanos:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid' und Zeit und Ewigkeit“

erzählt in Antithesen von der Harmonie entgegengesetzter großer Dinge, die nach Heraklit dem Dunkeln vergleichbar ist mit der Spannung zwischen den beiden Enden eines Schießbogens oder der Lyra. Calderon führt lieber den Vergleich durch und singt von den Gestirnen

Mit ihren schönen Blumen, die verdunkeln,
Eh' sie noch kaum erblühten.

Wenn Dante durch den Gesang der „Himmelfahrt“ uns auferlegt, die Mannigfaltigkeiten seiner Sternbilder, durch die er der italienischen Feuerwerkskunst stärkste Anregung gegeben haben kann, erst aufzufinden, damit wir den Reichtum und die Kraft seiner Phantasie erkennen und bewundern, so versetzt uns der in den sieben freien Künsten wohl geschulte Spanier mitten in das Fach der Astronomie. Luzifer war ihm zuerst:

„Ein lichtiges Sternbild, das mit seinem Glanze
Des bloßen Sternenseins vergessen.“

An Gott rühmt er, daß kein Gestirn auf dem azurnen Globus schwebt, das er nicht mit Namen nennt, daß er am vierten Tage den Wipfeln und den Knospen „Licht und Schatten, Mond und Sonne gab, deren Glanz, bald hell, bald dunkelnd, alles zitternd umspannen hat.“ Die menschliche Natur ruft denn auch in die eben geschaffene Welt hinein:

„Funkelnd Licht, durch's tränenfeuchte
Schlummerland erweckend brich!
Schön Gestirn, wie nenn' ich dich,
Das die Dunkelheit verschleuchte?
Sonne sei es! Und du, Leuchte,
Die im Frührot muß versinken,
Weil ein Licht sie beide trinken,
Mond heiß du! Und zwischen Nacht
Und dem Tage teil' die Wacht.
Sonn'ges Funkeln, Mondes Blinken –

O du ahnungsvoller Schimmer
Der, wenn Sonne längst versunken,
Noch vom Lichte traumestrunken
Dämm'ung füllt mit leisem Flimmer,
Farbenblitze, die mit Singen
Durch das Morgengrauen dringen
Und ihr Kleid geliehn im Schweißen
Von den Blüten, die sie streifen,
Blumen ihr mit Vogelschwingen!“

Nicht müde wird der Dramatiker, sei es in Prunkreden, sei es in Chorgesängen die millionenfachen Reize von Strahl und Glanz und Schimmer zu singen. Dantes Sternwelt teils auf Sonne und Mond eingeschränkt, teils ins Einzelne und Feine hinein geschildert, und so, daß neue, von Dante nicht geahnte Schönheiten aufleuchten, das ist etwas ganz Eigenes, Einzigartiges. So ist es aber überhaupt mit Calderons Verhältnis zur Natur.

Er schaut mit feineren Sinnen und erschaut so viel größeren Reichtum. Die Stereotypie gewisser Bilder, der „krystallinen“ Woge, des „krystallinen“ Eises fällt natürlich nur uns auf, die wir die Dramen rasch nacheinander lesen oder gar als Philologen die Tropen und Figuren des Dichters zusammenstellen. Aber trotz solchen Stereotypien

verstreut Calderon noch eine unzählbare Fülle von Naturschilderungen, die stets andere Einzelheiten bringen. „Das große Welttheater“, „Der Maler seiner Schande“, „Der Sünde Zauberei“ gewähren schönste Beispiele. Darin ist Calderon Dante überlegen, der mit lapidarer Kürze mehr andeutet als schildert, und unserer Zeit näher. Geschickter als Schiller im „Wallenstein“ legt der Spanier lyrische Lieder in den Gang der Handlung ein, indem er bald festliche Musikchöre auftreten macht, oft zu Anfang, wohl auch gegen Ende der Stücke, oder das Lied einer Dame aus der Situation herauswachsen läßt. Für unsern dramatischen Geschmack sind diese Einlagen manchmal störend. Beim Lesen der Stücke entzücken sie doch. Bearbeitungen Calderons für die Bühne haben hier, wenn sie beschneiden wollen, mit Vorsicht und feinem Takte vorzugehen. Fast möchte man den Wunsch aussprechen, die lyrischen Perlen Calderons in einer Juwelensammlung vereint zu sehen, wobei natürlich die Wiederholungen auszuschneiden sind. Selbst der unwirsche Wolfgang von Wurzbach gesteht mehrfach zu, welche Fülle von Poesie in Calderons Schauspielen versenkt ist. Das Beachtenswerteste aber an der Naturschilderung Calderons wie Dantes ist der Umstand, daß sie auf dem Grunde eines tiefen und starken Gottesglaubens ruht. Ihr Recht und ihren Adel empfängt alle romantische Naturverherrlichung daher, daß die Natur von Gott geschaffen ist: Alle Natur ist von Haus aus christlich. Hier ist der Unterschied von weltanschaulich gegründeter und tendenziöser Dichtung, die keine Dichtung, sondern nur eine mit Denkprodukten verschnittene Verkunst ist, mit Händen zu greifen. Durch Zufall finde ich im Augenblick eine Zeitschrift „Der Bücherfreund“ vom Jahre 1904. Dieses „Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft“, zu dessen Mitarbeitern Bruno Wille und der bekannte Bremer Pastor Kalthoff sich bekannten, will ein Organ der Selbst- und Volkserzieher sein. Es wird da gegen die „himmelnde Verblödung bei den Betbrüdern“, gegen Römlinge und evangelische Himmelbrüder losgeschlagen, die am Duisburger Gymnasium unter Professor Bieses Leitung lebten, und wird Biese empfohlen, auch die schlagenden und zechenden Verbindungen zuzulassen, die doch das eine Gute gegenüber jenen hätten, daß sie ihre Zugehörigen auf der Erde und bei der Fahne festhielten. In dem Blatte, darin u.a. ein Major z.D. Hermann Weisse in dem Streit zwischen Kalthoff und Bousset die Excathedra-Entscheidung fällt: Kalthoff mit seiner Leugnung historischer Bestimmtheit in Christus hat ganz recht, Bousset mit seiner Kritik an Kalthoff hat sehr unrecht, in dem die orthodoxe, selbst die Nitzschesche und Harnacksche Theologie ja kräftige Backenstreiche erhält, liest man an der Spitze einer Nummer (31.7.1904) nachstehendes Poem:

Mein Gotteshaus

Von George Paul Sylvester Cabanis

„Die Sonne scheint, der Himmel lacht.
Zur Kirche soll ich? Laß mich fort!
Ich brauche nicht des Domes Pracht;
Ich brauche nicht des Priesters Wort.

Mir frommt es nicht das fromme Lied.
Am Waldrand draußen will ich stehn,
Am Moor, wo über schwankes Ried
Die losen Winde kosend gehn.

Da will ich knien im weichen Moos.
Da will ich nach den Wolken schau.
Da wird das Herz mir weit und groß.
Da füllt es sich mit heil'gem Graun.

Da, Mutter, wohnt – laß mich hinaus
Der Gott, zu dem mein Sehnen geht.
Es ist der Wald mein Gotteshaus,
Ein duft'ger Strauß ist mein Gebet.“

Der Verfasser, Fabrikbesitzer in Berlin und Autor der Dichtung „Der Menschheitslehrer, ein Lebensbild des Weisen von Nazareth“, hat sich da ganz glatt abrollende Verse geleistet. Die Naturvorstellungen jedoch sind samt und sonders abgegriffene Dinge; auch nicht ein Ton, der nicht abgeleiert, auch nicht ein Bild, das nicht Kitsch wäre, vom Ried am Moor mit dem kosenden Winde bis zum duft'gen Strauß, der Gebet sein soll. Die Wasserpoesie, die den armen Dichter noch dazu verurteilt, sich ins feuchte Moos des Sumpfes zu knieen, bricht in die tendenziösen Prosawendungen aus, die oben von mir gesperrt gedruckt sind. Ja so gestaltet muß die Poesie einer Talmiromantik sein, wie sie der öde, glatte und platte, allzugefällige Pantheismus der zweiten Hälfte des historistischen Jahrhunderts im Schatten der vielverheißenen Neuen Religion ohne Kirche erzeugte! Wenn Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus gegen so etwas loszogen, haben sie ein gutes Werk getan. Um wie viel kernhafter nimmt sich bei Calderon die Erzählung Luzifers von der Schöpfung des erhabenen Mälers Gott aus:

Schon sechs Tage sind es, daß er
 Eine Landschaft unternommen,
 Und die Arbeit der sechs Tage
 Ist all seiner Wünsche Krone;
 Zwar im Anfang war der Leinwand
 Farbengrund so wüst und roh noch,
 Daß er kaum wie leise Schatten
 Drauf den Umriß hingeworfen.
 Doch am ersten Tage setzt er
 Lichter an, vor deren stolzem¹
 Schiller es zu blühn begann.
 An dem zweiten Tage zog er,
 Immer prächt'ger, Erd' und Himmel,
 Teilend die kristall'nen Wogen
 Zwischen Meer und Firmament,
 Und das Meer in tausend Bronnen,
 Daß die kühlen Silberadern
 Obgleich durcheinandertosend,
 Unverworfen in der Wirrung
 Alles rings erfrischen sollten.
 Und da er am dritten sah,

Daß die Erde wüst und trocken,
 Schmucklos war und unfruchtbar,
 Glättet er das Rauhverworr'ne
 Und malt Blumen drein und Früchte,
 Gab den Wipfeln und den Knospen,
 Damit alles frische Grün
 Lustiger 'gen Himmel sprosse,
 An dem vierten Tag darauf
 Licht und Schatten, Mond und Sonne.
 Füllt am fünften dann mit Vögeln
 Und mit Fischen Luft und Wogen
 Und heut', da der sechste Tag,
 Nochmals prüfend, was begonnen,
 Deckt er das einsame Land
 Bunt mit Tieren, so vollkommen
 Jegliches in seiner Art
 Und so wundersam geformet,
 Daß er selbst sah, daß es gut war,
 Innerlich voll stiller Wonne,
 Wie da Lebendes zumal
 Und Gemaltes eins geworden.

¹ Anmerkung Josephs von Eichendorff zu einer Anmerkung Wolfgangs von Wurzbach. Herr Wolfgang von Wurzbach macht hier die Leser meiner Übersetzung auf einen in der Tat ungeheuren Fehler aufmerksam, den ich begangen. In meinem gedruckten Text steht statt „stolzem“ hier „raschem“ und Herr von Wurzbach schreibt also: „Fehler gegen die Assonanz mit o-e“. Seit meiner Gymnasialzeit habe ich derartige Anmerkungen nicht mehr erlebt. Auch werde ich etwas irre, da ich nicht mehr sicher bin, ob Herr von Wurzbach Romanistik oder deutsche Philologie treibt. Meine Versenden haben seinem Schlaf böß mitgespielt, sehr zu meinem Verdruß. In „Balthasars Nachtmal“ steht:

Da kommt Daniel der Hebräer,
 Der den Traum vom heil'gen Wächter
 Und vom Baume einst gedeutet“.

Herr von Wurzbach schreibt X 82 dazu: „Warum Eichendorff ‚estatua‘ mit ‚Wächter‘ übersetzt, ist nicht verständlich, da es sich doch bei diesem Traume um eine Bildsäule handelte“. Wie man's macht, ist es nicht recht! Wenn ich jetzt der Assonanz „ä-e“ („e-e“) zuliebe den Traum mit der Bildsäule auslasse, nur von einem Traum spreche, „estatua“ also wegwerfe und aus dem nächsten Traum Nabuchodonosors den „Wächter, den Heiligen“ (Daniel 4, 10, 20), ganz wie es richtig ist, mit Baum verband, so ist das nicht verständlich und ich mache einen scheuß-

Ja, grundstrebiger Optimismus ist die Wurzel der christlichen Naturbeseelung! Wo immer Calderon Veranlassung hat, die Herrlichkeit Gottes in der Natur aufzuzeigen, da tut er es mit gleich kindlicher Wonne und gläubig-naiver Hingebung. Im „großen Welttheater“ atmet sowohl der grandiose Aufruf Gottes an Frau Welt als der Prunkmonolog der Welt die Freude an der Schöpfung, jämmerlich matt oder abgeschmackt nüchtern nehmen sich dagegen die Lobpreisungen der Gottesnatur aus, wie sie die noch an einem abstrakten Weltgrund festhaltende Aufklärung vorbrachte. Selbst außerhalb des frommen Bezirks biblischer Dichtung, ja mitten in der Darstellung schwermütiger Stimmung dringt aus allen Lauten der Calderonschen Lyra der Naturoptimismus sieghaft hervor. So besonders auffallend, wenn in „Herrin und Zofe“ Diana sagt:

Ach was frommt er mir,
Der bunte Teppich von Jasmin und Nelken,
Von roten Rosen und schneeweißen Lilien,
Von denen jegliche ein Wunderwerk
Der Farbe ist, verschwindend in dem Ganzen?
Was frommt mir all das ahnungsvolle Wesen
Der Lüfte, das in leisen Harmonien
So sanft und süß verklingt wie Himmelstöne
Auf einer Leier goldnem Saitenspiel?
Was frommt der Bäche leises Murmeln mir,
Die einem Regen gleich von Tausend Perlen
Der Vögel heiteren Gesang begleiten?
Was frommt mir all' die Schönheit dieser Fluren,
Der Lüfte Hauch, der Quellen süßes Rauschen,
Wenn alles meine Trauer nur vermehrt?“

lichen Übersetzungsfehler?! Ein Traum genügte doch, mich zu König Balthasar zu rufen! Mir lag dran, die Hörer nicht mit zuviel Wissen zu plagen. Und S. 51 mache ich in den Augen des Herrn von W. gar einen Doppelfehler: Ich übersetze unklar und verstoße mit dem Worte „Meeren“ gegen das Gesetz der Assonanz. Jed' Kind sieht aber, daß „Meeren“ ein böser Druckfehler statt „Mooren“ ist, was doch als Übersetzung für „Pfützen und Tümpeln“ kaum schlecht ist; daß ich „schilfge Meere“ erfunden hätte, sollte man mir nicht zumuten. Und siehe, die Assonanz „o-e“ ist gerettet. Daß „Genist“ bei mir „Ginster“ sein soll, wird man Herrn v. W. doch hoffentlich nicht glauben. Bei uns in Deutschland bedeutet „Genist“ etwas anderes. „Ertrinkt“ ist auch Druckfehler für „ertränkt“, was Herr v. W. auch nicht sieht. Wenn ich X 180 eine für Nichttheologen schwer verständliche Wendung in die dem groben Landmann wohl anstehende Weisheit verwandle: Gott gibt ja jedem Schaf sein Kleid; also wird er auch mit mir Dummkopf Nachsicht haben, so kapiert zwar der Rheinländer und Berliner auf der Stelle meinen Witz, aber der biedere Herr von W. nicht und er zetert: Eichendorff übersetzt ganz falsch.

Diana glaubt selbst nicht so recht an ihre Trauer. Sie endet:

„So wird das große Walten der Natur
Zu neuer Trauer stets dem Traurigen,
Dem Fröhlichen nur gibt sie Fröhlichkeit.
Denn jeder sieht im Zauber ihres Lebens
Die Regungen des eignen Herzens wieder.“

Gegen Dante gehalten, besitzt der Dichter von Madrid noch eine Eigenschaft, die ihn zwar nicht über den Italiener erhebt, aber ihm doch einen Eigenwert verleiht. Der „Esprit“, wie das die Franzosen nennen, ist etwas, was eine feinere Bildung nicht achtlos – oder verachtend beiseite werfen wird. Calderon hat ihn und er zeichnet sich so auch vor seinen spanischen Vorläufern aus. Die Herkunft dieses Esprit, der in den Komödien oft den Charakter der Galanterie annimmt und auf heutige Menschen den Eindruck bezaubernder Virtuosität oder Eleganz macht, liegt klar zu Tage. Er ist bei Calderon ein Kind seiner höfischen Formalbildung und seines philosophischen Genies, das nicht neue Grundgedanken schafft, sondern nur leicht auffaßt und darstellt.

Neue Gedankenschöpfung macht einen Dichter, der eben noch gerungen hat, schwerblütig, wenn nicht schwerfällig. Umschmelzung fremder Philosopheme im Tiegel poetischer Kunst, das durchaus geläufige Verfahren seit Homer (nur wenige Ausnahmen gibts seit Dante), erzeugt den poetischen Esprit. Nach dem Gesagten ist einleuchtend, daß neben den scheltenden oder scherzenden Wechselreden, neben den galanten höfischen Huldigungssonetten der Komödien- und Ritterspiele vor allem die Eucharistiespiele Gelegenheit, ja Anreiz zur Entfaltung jener Geisteskraft geben mußten. Der Esprit wie die schon vom Grafen Schack mit Recht gerühmte Kunst der Individualisierung und Charakterisierung abstrakter Begriffsdinge (Hegels ästhetische Theorie ist durch Calderon verwirklicht!) und die Gabe bewegter, immer wieder überraschender

Herr von W. versteht überhaupt keinen Spaß. Wenn Calderon von dem wunderschönen Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen sagt, er sei von Daniel einst gesungen worden, so setzt von W. sehr richtig hinzu, Daniel habe keine derartige Hymne gesungen (X 108). Aber gilt denn nicht Daniel als der Verfasser des Buches Daniel und darf nicht ein Dichter von einem Gesang, der in eines Autors Buch steht, etwas frei, kurz und gut sagen, der Autor selbst habe den Gesang gesungen? Ist nicht Herr von W. ein richtiger Philister? Ich hoffe sehr für Calderon, daß von Wurzbach auch in der Auffassung der Romanze Calderons an eine Dame (I 239 ff.) gründlich daneben hieb, in der Calderon, wie jeder sieht, aus Bescheidenheit sein Äußeres halb spöttisch ganz schlecht macht und in offenkundigem Bilde von seines „Lasters Beulen“ spricht. Wer Calderons Gefühlsreflexe auf Erkenntnisse hin aus seinen Dramen kennt, wird verstehen, daß er bei der Erkenntnis seines ausgelassenen Jugendlebens in dauerndes Erschrecken geriet.

Führung der Handlung wird mit am schönsten in dem Auto „Das Abendmahl Belsazars“ offenbar. An der Hand der Eichendorffschen kongonialen Übersetzung sei dies in Kürze erwiesen.

Den „Gedanken“ wagt Calderon in die buntscheckige Tracht eines Narren zu stecken. Die Keckheit, mit der dies so ohne alle Rechtfertigung geschieht, verblüfft nicht, sondern wirkt, wie das bei Calderon so oft der Fall ist, mit der Selbstverständlichkeit des Einfachen. Man kennt ein Jugenddrama Max Dautheideys, der das Gehirn zur Bühne macht und auch Seelendinge agieren läßt – das wirkt plump und fast dumm! Bei Calderon läuft der Gedanke eilig über die Bretter und Daniel läuft ihm nach. Jetzt begibt sich ein Dialog:

Daniel: Stehen!

Gedanke: Was soll ich verstehn?

Daniel: Störrisch Ding!

Gedanke: Was soll mich stören?

Daniel: Hör mich an!

Gedanke: Ich will nicht hören.

Daniel: Sieh doch nur!

Gedanke: Ich will nicht sehn.

Daniel: Wer hat je in solcher Art abgefertigt, die ihn fragen?

Gedanke: Ich, dem, alles keck zu wagen,
Unbeschränkte Freiheit ward.

Daniel: Und du bist – ? –

Gedanke: Daß du nicht wissst, [sic!]

Regt jetzt mir Empfindlichkeit.

Sagt dirs nicht schon dieses Kleid,

Das so tausendfarbig gleißt,

Daß wohl niemand mag verspüren

Gleichwie beim Chamäleon,

Meinen rechten Farbenton?

Doch ich will mich definieren:

Kraft der Kräfte, die da zieren

Mein und dein unsterblich Sein,

Bin das Licht ich, das allein

Menschen scheidet von den Tieren.

Bin der zauberische Duft,

Der da spiegelt Lust und Qualen

Flücht'ger als die Sonnenstrahlen,

Wandelbarer als die Luft.

Habe kein beständig Haus,

Drin zu sterben, drin zu leben,

Wandre meines Weges eben
Und weiß nimmer wo hinaus.
Hohes Glück und schlimmes Los
Sehn mich stets an ihrer Seite.
Knecht und Ritter ich geleite,
Keine Dame wird mich los.
Auf dem Throne mit dem König
Überwache ich den Staat
Und als sein geheimer Rat
Sorg' ich viel und schlafe wenig.
Sitz beim Schwelger zu Gericht,
Bau dem Fleiß'gen gold'ne Brücken,
Brüte in dem Schleicher Tücken

Und die Schuld im Bösewicht.
Schönheit bin ich bei den Frauen,
Bei dem Geizhals Schatz auf Schatz,
Bei dem Spieler Satz und Satz,
Beim Soldaten Siegsvertrauen,
Frauengunst bei dem Verliebten,
Bei dem Bettler bittres Leid,
Bei dem Heitern Fröhlichkeit
Und Betrübnis beim Betrübnen.
Kurz, wohin ich immer schwanke,
Bin ich, mit dem raschen Sinn,
Nichts und alles. Denn ich bin,
Freund – der menschliche Gedanke!“

Das ist echt Calderonscher Geist, der mit dem Platons den Trieb und die Kunst spielerischer Souveränität zu eigen hat. Jedes seiner Stücke enthält eine solche angenehm gehetzte Rede mit sinnigsten Vergleichen! Offensichtlich verlangt der Dichter vom Schauspieler, daß solche Reden mit Bravour hinreißend vorgetragen werden, also in voller Eile, die aber jeden Vergleich wie einen sprühenden Blitz aufleuchten läßt! Jene Eilrede geht im gleichen Strome noch weiter. Es stellt sich heraus, daß „der Gedanke“ eigentlich nur der Narr des Königs Belsazar (Balthasar) ist. Daher wärs auch besser, die Figur Hofnarr Belsazars zu nennen und nicht „der Gedanke“. Nichts könnte des Grafen Schack Urteil, daß Calderons allegorische Gestalten im Grunde doch lebendige Menschen sind, schöner erläutern als dieser fast traumhafte Übergang „des Gedankens“ in den Narren, des Narren in den Gedanken. Als Gedanke sagt er mit Sallust: „Wer lebt und nicht auch denkt, darf sich nicht rühmen zu leben.“ Als Narr sagt er dem lieben Publikum ins Gesicht:

„Ein Erznarr sicherlich
Wäre jeder, wenn er sagte
Und ins Werk zu richten wagte,
Was er heimlich denkt in sich.“
Und: „So recht bei Licht besehen
Sind wir Narren allzumal.“

Und nun kommt ein echt höfisches und calderonisches Kompliment des Hofnarren vor Daniel:

„Denn da du der Daniel bist,
Das ist göttlicher Verstand,
Sage selbst, wie wunderbarlich
Möchten wir zusammenpassen,
Sind wir, um es kurz zu fassen
Du Verstand und Torheit ich.“

Darum also die unanständige Flucht des Schalksnarren vor Daniel. Die ganze Szene ist ein Musterbeispiel, wie der durchaus bühnentechnisch denkende und fühlende Geist des Calderon durch das Mittel einer wie unabsichtlich eingeführten Bewegung und eines herbeigeführten kurzen Zwistes die Gefahren der Allegorie und Verstandesdichtung meistert, oder um es grob schauspielerisch auszudrücken, „Leben in die Bude“ bringt. Calderon würde es nicht passieren, daß er eine Person eine halbe Stunde lang auf dem Liegestuhl oder Sterbebett liegen und perorieren läßt, wie das neueren Dichtern begegnete. Der Wortwechsel zwischen Hofnarr und Daniel erfüllt zugleich die Funktion, daß er die notwendige Einleitung in die Vorgeschichte der Fabel aufs ungesuchteste gibt. Wir erfahren so, daß Belsazar heute mit der Götzenliebe Hochzeit feiern und zur Weltliebe diese als zweite Frau hinzu nehmen will. Daniel und der Hofnarr begleiten dann wie der griechische Chor den Gang der Handlung mit ihren Glossen. Den Narren freut es unbändig, daß sich Belsazar mit 30 000 Göttern umgibt. Es ist eine Lust zu leben. Versagt dem Menschen der eine Gott einen Wunsch, so wendet er sich gewiß mit Erfolg an einen andern. Zum Lachen ist's, daß Daniel auf einen einz'gen Gott versessen ist, der doch nichts Rechtes erreichen kann, weil er für so viele zu sorgen hat. Darauf Daniel sehr gewichtig und bedeutungsvoll:

„So alleine
Ist um so allgewaltiger der eine.“

Ich verzichte darauf, weiter aufzuzeigen, wie Calderon aus der uns allen bekannten biblischen Geschichte eine überall aus bewegtem Hin und Her organisch zusammengesetzte, lebensvolle, geistgesättigte Handlung gestaltet. Zum Schluß – nur das noch! – benutzt der Spanier wie im „großen Welttheater“ das zeitbeliebte Totentanzmotiv. Der Tod tritt auf und der König, durch die Einreden des Todes zu gräßlichster Wut entflammt, geht, das Schwert in der Hand, mit dem Tode wirklich kämpfend, von der Bühne ab. Damit ist das Drama zu Ende. Der angehängte Hinweis auf das Altarssakrament, wieder in einer bewegten Teilhandlung mit prächtigem Pomp sich entfaltend, ist zwar innerlich, d.h. gedanklich, mit dem Vorhergehenden gut verklammert; man darf sagen:

[Abb.: Graf Loeben. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Hensel]

Von Anfang dirigiert Calderon die Einzelheiten auf dieses Ende hin. Und doch ist es sein Schauspielerdichterblut, das im Ganzen zur Entladung drängt. Und so glaube ich, daß eine Bearbeitung des Stückes für die heutige Bühne gut daran tun würde, wenn sie die letzte Scene einfach striche und mit Belsazars Worten schlosse:

„Höret, Sterbliche, hört, hört
In dem Mene, Tekel, Peres
Die grauenvolle Vorbedeutung
Von des höchsten Gottes Strenge:
Niederwirft er, die da frevlen
An den heiligen Gefäßen,
Und wer Sünden fröhnt, entweihet
Frevelnd das Gefäß des Tempels.“

Würde das Stück nicht im Theater, in das die tiefreligiöse Erscheinung des Abendmahlisches nicht gehört, sondern auf der Bühne eines religiös gehaltenen Vereins aufgeführt, so würde der Schluß m.E. mitgegeben werden können. Bei der Aufführung ohne den Schluß würden allerdings alle die feinen Vordeutungen verloren gehen, die Calderon so geistvoll angebracht, so etwa der ahnungsreiche Sinn des Chorgesangs, der erschallt, während Belsazar den vom Tod ihm geschenkten Kelch austrinkt mit den Worten: „Es lebe Moloch, der Assyrer Gott.“ Der Gesang lautet:

„Dieser Tisch des Herrn bedeute
Opferstein der Götter heute
Und der Eitelkeit Altar.
Denn beim hohen Abendmahle
Aus des Tempels Kelchpokale
Trinkt heut König Balthasar.“

Doch wäre der Verlust untragbar? Ich dünke, nein. Nicht nur, daß der Christ die Anspielungen im Chorgesang sofort merkte und die aus derartigen Nebenbezügen entspringende ästhetische Nebenfreude wirklich auch sofort hätte, sondern es tut an jener Stelle des Dramas der vom Dichter beabsichtigte scharfe Kontrast unter allen Umständen seine gewaltige Wirkung: Noch sind die letzten Töne des Chorgesangs nicht verklungen, so erdröhnt ein grauenvoller Donnerschlag und alsbald erscheint auch die gespenstische Hand, die, von der Saaldecke herabkommend, die dräuenden Worte an die Wand schreibt.

Calderonscher Geist! Ein höherer Geist als der, der Heine bei der Schöpfung seines ziemlich platten, sentimentalischen Gedichtes die Feder führte! Ein anderer Geist freilich auch als der Dantes. Der Geist des Barock! Wir sind gegen das Barock der Baukunst, Plastik und Malerei gerechter geworden als die Altromantik, die es nicht verstand, in das gegenüber dem Mittelalter neue religiöse Gefühl des Barock einzudringen. Werden wir nicht ungerechter als die Altromantik gegen ein poetisches Barock, das einen anfänglichen Schwulst durch jesuitisches Renaissancemaß gemildert hat. Vernünftige Schau, durch starke Affekte beschwingt, das ist vielleicht die Formel für das künstlerische Barock, die zu den Grundformen der Philosophie des Montaigne, Descartes, Spinoza, zur Vernunft- und Affektenlehre, die Parallele aufstellt. Wir können die poetische Ausbeute jener Phase der europäischen Geistesentwicklung ebensowenig aus dem Schatze unserer Geistesgüter hinauswerfen wie die Ausstrahlungen der Gotik. Und wir sollen es auch nicht. Montaignes, Descartes' und Spinozas Philosophie wurden durch den unerbittlich harten Schritt der Fortentwicklung der Wissenschaften, zu denen trotz allen Gegenbehauptungen die Philosophie gehört, in Mitleidenschaft gezogen. Sie sind, bis auf bestimmte Teilgedanken, veraltet. Wenn aber der ewig junge Mutterboden der wirklichen Kunst wirkliche Blüten ausstreut, so haben die echten Blüten sogleich Fortentwicklung und Fortbildung. Calderon sind mehrere Meisterstücke gelungen. Die tauben Blüten seiner Muse werfe man fort. Die köstlichsten bewahre man der bildungsuchenden Menschheit der Zukunft. Ästhetische Geistesformung ist ein wichtiges Element der Gesamtbildung. Eines nur darf bei der Calderonpflege nicht vergessen werden: Geist, Phantasie und Gefühl sind in seinen Schöpfungen so konzentriert, daß die Wirkung einer gehäuften Aufnahme Calderonscher Dramen zur psychischen Überspannung und damit zur Abspannung führen muß. Darum im Theater nur alle zwei bis drei Jahre ein Stück von ihm! Dann freilich sicher! Zu Hause nur alle drei Jahre eines und dies im gemeinsamen Lesen oder Vorlesen. In der höheren Schule, die Calderon nur zu ihrem Nachteil ganz vernachlässigen würde, nur je ein Stück aus dem Gebiete der weltlichen und der geistlichen Stücke, und zwar nicht etwa für alle Schüler die gleichen Stücke! Es verrät den guten Schulerzieher, wenn er die häusliche Lesung seiner Schüler mannigfaltig gestaltet und die Individualitäten und besonderen Verhältnisse sorgfältig mitberücksichtigt. Der Klassenlesung Calderons soll hiermit nicht entgegengesprochen sein. Nur bedarf sie einer besonders geschickten Leitung, die sich vor allem hütet, Gefühle, Ideen, Haltungen durch ödes und kleinliches Gerede *à la* Wolfgang von Wurzbach aufzuzwingen.

Aus der Jugendzeit –

Von Paul Bellardi †

Bei meiner Jugend will ich mich zu Gaste laden,
Will wieder wandern durch das stille Land,
Wo ich auf heimlichen, verschwiegenen Pfaden
Das erste Glück der sonnigen Kindheit fand.

Die Ähren rauschen ihre alten Lieder,
Die Lerche trägt sie jubelnd himmelan,
Und wegemüd' sitz ich am Raine wieder
Und träume, wie ein Kind nur träume kann.

Still rinnt die Zeit – ein Stundenschlag zum andern – –
Da hör ich Glockenläuten über's Feld
Mit leisen, fernen Tönen zu mir wandern,
Als kämen sie aus einer andern Welt.

Und Schatten steigen aus der stillen Breite,
Ein letzter Schein fliegt leuchtend drüber hin –
Ich aber wandre selig wieder in die Weite,
Nun ich bei meiner Jugend Gast gewesen bin. –

Erinnerung – das ist das Glück, selbst wenn sie an schwere Zeiten sich knüpft,
die schattenhaft aus dem Dunkel steigen; Erinnerung – das ist der Boden, aus
dem wir kamen und emporwuchsen. Was wäre die Welt, wenn wir den Weg nicht
rückwärts überschauen könnten, den wir gegangen sind mit allen Irrungen und
Umwegen, durch Gestrüpp und leuchtende, sonnige Wiesen – die Seele
schwingt, und alles ist wieder da. Die Dinge haben ihr starkes Leben – immer
und gern möchte man wiederholen, was man einst gelebt, erfahren und geliebt
hat. – Jedes Ding am Wege redet zu uns in jener herben Sprache, die uns Men-
schen, welche wir liebten, ins Gedächtnis zurückrufen. Und all jene Gestalten,
denen wir einst in suchender Achtung eine Herberge in unserer Seele schufen,
lassen von ihrer Größe und Eigenart einen Baustein des Gewinnes in uns zurück.
Farbenfroh und deutlich tauchen in mir, der ich längst im „Patriarchenalter“ ste-
he, die

Erinnerungen an jenes raum- und zeitlose Kinderphantasiereich in meiner Seele auf, an die Jahre, als man im Leben einer Mittelstadt, wie das schlesische Neisse es war, weder Kino noch Auto, weder Gas noch Petroleum, ja kaum eine Eisenbahn kannte – der „Bahnhof“, ein Bretterschuppen, lag weit draußen, jenseits der „Mährengasse“.

Nach den Stürmen der Revolution, die ich als Kind 1848 in Berlin miterlebte, kam ich mit meinen Eltern nach Neisse und besuchte von 1851 ab die dortige evangelische Stadtschule. Und da trat fünf Jahre später jene so gütige und doch machtvolle Persönlichkeit, Joseph von Eichendorff, „der letzte Ritter der Romantik“, in den Kreis meines jugendlichen Erlebens und hinterließ tiefe Spuren in der Welt meines Denkens, Werdens und meiner fünfzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Führer unserer Jugend.

Herbst 1856 – ein Nachmittag voll Sonnenschein und tiefer Stille. Mit meinen Freunden Eduard Schnitzer (dem nachmaligen großen Afrikaforscher Emin Pascha) und Eduard Grützner (später berühmter „Klostermaler“) wanderte ich hinaus nach St. Rochus, dem Wallfahrtsort bei Neisse. Schon mehrmals war uns auf unseren Ausflügen ein würdiger alter Herr begegnet, der von Spaziergängern ehrerbietig begrüßt wurde; auf unsere Frage an einen derselben erfuhren wir, daß der Dichter Joseph von Eichendorff vor uns ging. Wie groß war unsere Freude und unser Staunen – wir hatten von ihm ja schon in der Schule gehört und einzelne seiner herrlichen Gedichte gelernt und gesungen!

Der alte Herr – er stand damals im 69. Lebensjahre – setzte sich ermüdet auf eine Bank unter den prächtigen, uralten Linden der Rochusallee; ich ließ meine Gefährten laufen und nahm bescheidenlich am anderen Ende der Bank Platz – „das also ist ein Dichter, der große Dichter Eichendorff!“ Wie schlug mir das Herz – ich lebte ja damals mit jener glücklichen Unbefangenheit der Jugend, immer in froher Erwartung des Guten, was kommen konnte. Wie lebendig steht er noch vor mir; er trug einen langen, dunklen Rock mit großen Aufschlägen und breitem Kragen, ein helles Tuch um den Hals und eine langschößige Weste, der halbhohe schwarze Hut und ein Rohrstock mit silberner Krücke gehörten zur Mode jener Zeit. Er war ein stattlicher Herr von vornehmer, ungebeugter Haltung, hochgewölbt die Stirn, gütig blickten die großen, blauen Augen. Der Dichter trauerte damals um seine im Dezember 1855 verstorbene Gattin, mit der er über vierzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Ihr Grab auf dem „Jerusalem Kirchhofe“ besuchte er fast täglich. –

Der Dichter mochte wohl meine verehrenden Blicke bemerken und redete mich an, fragte nach Namen und Eltern, und seine wohlwollende Art, der gütige Klang seiner Stimme

machten mir Mut – ich stand auf und gab ihm Antwort auf seine Fragen. „Weißt du denn, wer ich bin?“ „Jawohl, Sie sind der Dichter Joseph von Eichendorff! Und ich kenne Ihren Namen auch aus der Schule; da haben wir Ihre Lieder gelernt und gesungen: ‚O Täler weit, o Höhen –‘ ‚Wer hat dich, du schöner Wald aufgebaut –‘ ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen –‘“. Da ging ein lichter Schein über des alten Herrn liebes Gesicht –: „Ja, das sind die Lieder, die mir jüngst der Neisser Gesangverein unter Meister Stuckenschmidts Leitung so schön vorgetragen hat.“ Dann stand er auf, reichte mir seine Hand und trug mir Grüße auf an meinen Rektor Steinhorst und den durch herzliche Freundschaft mit ihm verbundenen Superintendenten Mehwald.

Wiederholt noch begegnete ich dem Dichter – nicht zufällig, wie ich bekennen will –; ich durfte ihn begleiten, und er wies mich, so oft sich die Gelegenheit bot, darauf hin, wie die stolze Geschichte unserer Stadt sich widerspiegelt in den schönen Formen ihrer altertümlichen Bauten und Brunnen. Am „Glacis“ sahen wir den Soldaten zu, die auf dem nahen Exerzierplatze übten und noch die alten Vorderladergewehre mit den eisernen Ladestöcken handhabten. Ab und zu begegnete uns einer der alten stelzbeinigen Veteranen aus den Freiheitskriegen, die mit dem Leierkasten die Straße entlang zogen. „Kriegskameraden!“ bemerkte der Dichter bitter. Am Breslauer Tore sahen wir einmal einen Zug von „Bauf Gefangenen“, von Soldaten bewacht; es waren militärische Verbrecher, die gelb und schwarz gestreifte Kleidung trugen; die Fußgelenke waren von metallenen Ringen umschlossen, an denen schwere, eiserne Kugeln befestigt waren, die sie hinter sich her schleppten. „Sieh mal, mein Junge,“ sagte Eichendorff, „ist das nicht barbarisch? Was die Leute auch begangen haben – so dürfte man sie doch nicht auf die Straße schicken!“ – Unvergessen ist mir des Dichters letzte Mahnung: „Bleib immer jung in deinem Herzen, mein lieber Sohn, auch wenn einst die alten Tage kommen!“

Am 26. November 1857 ging der Dichter zu letzten Ruhe ein, am 30. wurde seine sterbliche Hülle neben seiner vorangegangenen Gattin auf dem Jerusalemer Friedhofe beigesetzt. Am 25. Mai 1888 fand unter den Klängen des Liedes: „So muß ich denn zur Ferne ziehn –“ die Enthüllung des Denkmals vor dem Sterbehause des Dichters statt, eine vom Bildhauer Ernst Seeger geschaffene Bronzebüste auf hohem Postament. Das Gedenken Josephs v. Eichendorff ist besonders in Schlesien, seiner engeren Heimat, lebendig geblieben. Die „Eichendorff-Gedächtnisstiftung“ hat kürzlich nach längerer Pause wieder einen Preis von 500 Mark für die beste Dichtung im Sinne Eichendorffs ausgeschrieben. Vier Denkmäler wollen der Nachwelt die Erinnerung an den Dichter wachhalten. In Ratibor, unweit seines Heimatortes Lubo-

witz, sehen wir den jungen Eichendorff mit Buch und Stift in der Hand, auf einem Eichenstamme sitzend, in Breslau versinnbildlicht das Denkmal den wandernden Eichendorff mit dem Stabe in der Rechten, von waldumrauschter Höhe bei Neustadt leuchtet ein schlichter, weißer Granitblock, der an seinem Kopfe in Bronze das Brustbild des Dichters trägt, weit hinein in die dunklen Berge des Altvatergebirges, und in Neisse steht die Büste des greisen Dichters. Im tiefen Buchenhorst bei Ratibor erhebt sich der „Eichendorff-Stein“ mit der Inschrift: „Dem Sänger des Waldes!“

Die Erinnerung an jene köstliche Zeit, in der ich mich der persönlichen väterlichen Freundschaft des großen Dichters, des gütigsten Menschen erfreuen durfte (wohl der einzige noch unter den Lebenden), werfen auf die weiten Strecken meines Lebens ein stilles, unvergängliches Licht. Ich bin nicht müde geworden, der mir anvertrauten Jugend die echtes Deutschtum und innige Liebe zur Heimat atmenden Lieder Eichendorffs zum unverlierbaren seelischen Eigentum zu machen. Mit welcher Begeisterung und Hingabe sangen Turn- und Gesangsvereine, die ich in Stadt und Land geleitet habe, die ewigschönen Lieder: „Durch Feld und Buchenhallen –“ „In einem kühlen Grunde –“ „O wunderbares, tiefes Schweigen –“ „Wer in die Fremde will wandern –“. In zahlreichen Vertonungen leben diese Lieder fort, und ihr gemeinsamer Gang führt innerlich zusammen zu echter Fröhlichkeit – für den, der in die Tiefe zu dringen versteht, sind sie schöner und inhaltreicher, als der beste Kunstgesang. Wilhelm v. Scholz urteilt mit Recht: „In den Gedichten Eichendorffs ist seine Kunst, den echten Volkston zu treffen, so groß, daß wir hier vor Unerreichtem stehen.“

Die Liebe zu Volk und Natur kommt in allen lyrischen Schöpfungen Eichendorffs zu innigstem Ausdruck. „Das Volk“, schreibt er einmal in hohem Alter, „will etwas zu lieben und zu hassen haben, es will vor allem eine Heimat haben in vollem Sinne, d.i. seine eigentümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen.“ – Thomas Mann urteilt: „Wie kein anderer hat er die Geheimnisse des Volksliedes erschaut. Der ‚Taugenichts‘, diese wundersam hoch und frei und lieblich erträumte Novelle, die wir alle in unserer Jugend gelesen haben, hat in uns allen einen feinen Saitenschlag und Glockenklang nachschwingen lassen.“

Ich schließe mit dem prophetischen Wort des Dichters an das heutige Geschlecht:

„Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört ich über Tal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit –

An die Tore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen –
Wachet auf, wacht auf, wacht auf.“

Briefe Eichendorffs an Otto Heinrich Graf von Loeben

Mitgeteilt von Karl Freiherr von Eichendorff

Im Jahre 1910 brachte der Berliner Buchhändler und Antiquar Martin Breslauer eine Sammlung von Briefen des Freiherrn Joseph von Eichendorff zur Versteigerung, von denen einer an seinen Bruder Wilhelm, fünf an seinen Jugendfreund, den Grafen Loeben, gerichtet waren. Vier dieser Schriftstücke wurden, nachdem sie kurz vorher in den Besitz der Handschriftenabteilung der Gleiwitzer Stadtbücherei übergegangen waren, von Heinrich Horstmann im „Gleiwitzer Jahrbuch 1927“ zum Abdruck gebracht. Der weitaus wertvollste dieser Briefe, und zwar derjenige vom 8. April 1814, ist bereits 1915 unter dem Titel „Aus der Stimmung der Befreiungskriege“ von Franz Schultz in den „Süddeutschen Monatsheften“ veröffentlicht worden.

Der Brief vom 25. Dezember 1814, in dem Eichendorff über seinen demnächst erscheinenden Roman ausführlich berichtet und schildert, wie er sich und seine Heidelberger Bekannten darin dargestellt, ist noch ungedruckt.

Ein weiteres hier mitgeteiltes Schreiben Eichendorffs an Loeben wurde bald nach dem Erscheinen der beiden Briefbände der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe von Alfons Nowack in der Zeitschrift „Der Gral“ der Öffentlichkeit übergeben. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden jugendlichen Dichtern hatten sich im Laufe der Zeit immer mehr gelockert. Loeben fühlte sich durch Eichendorff vernachlässigt, weil dieser ihn, unter anderem, weder von seiner Vermählung, noch von dem Erscheinen seines Romans in Kenntnis gesetzt hatte. Offenbar, um einer völligen Entfremdung vorzubeugen, sandte Loeben nach längerem Stillschweigen dem alten Freunde das im Eichendorffkalender 1926 veröffentlichte Sonett „Epithalamium“, für welches Eichendorff in dem Briefe vom 20. März 1816 seinen Dank zum Ausdruck brachte. Noch einmal, in einem Briefe vom 3. Mai 1816 (abgedruckt in Band 13 der historisch-kritischen Ausgabe) suchte Loeben, wenn auch vergeblich, in überschwänglichem Zärtlichkeitsdrange die Harmonie der Herzen wieder herzustellen. Dann gab er den einseitigen Briefwechsel auf, das zerrissene Band ward nicht wieder angeknüpft. Am 3. April 1825 raffte ein sanfter Tod den unsagbar leidenden und völlig entkräfteten Loeben von dieser Welt hinweg. „Man sollte“, schrieb kurz zuvor Justinus Kerner, der den Kranken in Weinsberg magnetisch behandelte, an Ernst von der Malsburg, „eigentlich etwas kalt, ja

anscheinend grausam gegen ihn sein; aber – das kann ich nicht und Sie wohl auch nicht. Ich verzieh' ihn selbst, er ist zu gut, und man muß ihn selbst zu sehr lieben –“.

Bringen auch die nachstehend mitgeteilten Schriftstücke in literaturgeschichtlicher und biographischer Beziehung nichts wesentlich neues – die kleinen Bereicherungen und Ergänzungen der Biographie Eichendorffs wird auch der Nichtfachmann unschwer erkennen – so sind sie doch für die Erkenntnis der inneren Entwicklung des Dichters, sowie als zeitgeschichtliche Dokumente bedeutungsvoll. Sie geben uns ein Spiegelbild der geistigen Strömungen und wogenden Stimmungen jener denkwürdigen Epoche und sprechen, weil sie uns in der Kriegszeit zum eigenen Erlebnis geworden sind, zu uns mit unmittelbarer Gewalt. Die Briefe wirken, nach dem Begleitworte von Franz Schultz, als getreue und unmittelbare Wiedergabe der Schicksale und Gefühle eines der reinsten und liebenswertesten Menschen jener Zeit und eines Dichters, der zu der Vorstellung dessen, was als „deutsch“ empfunden wird, so vieles beigetragen hat.

Auf die Beziehungen Eichendorffs zur Heidelberger Romantikergruppe werfen die Briefe kein neues Licht. Daß zwischen Eichendorff und dem nach hingebender Liebe ewig dürstenden Loeben damals und auch späterhin ein inniges persönliches Verhältnis bestanden hat, unterliegt, wie ich bereits in meiner Abhandlung „Eichendorffs Beziehungen zu Arnim, Brentano und Loeben während des gemeinsamen Aufenthalts in Heidelberg“¹ festzustellen Gelegenheit hatte, nicht dem geringsten Zweifel. Schon des Dichters Sohn Hermann hat nachdrücklich hierauf hingewiesen und betont, daß sein Vater Loeben als Mensch jederzeit hochgeschätzt habe.² Das Vorhandensein einer durch persönliches Wohlwollen überbrückten Kluft bestätigt Loeben selbst in einem Briefe vom 27. Dezember 1810.³ „Ich weiß und begreife es recht gut“, schreibt Loeben, „daß Du eigentlichen großen und sich in Enthusiasmus aussprechenden Geschmack an meinen bisherigen Dichtungen nicht gefunden und gerechterweise nicht finden konntest... Wenn mein Arkadien Dich nicht ganz befriedigt, so wird Deine Neigung für mich nur immer durch Deine Anhänglichkeit an meine Person bestimmt bleiben.“

Loebens Einfluß auf Eichendorff ist vielfach weit überschätzt worden. In der Einleitung zum I. Bande der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe⁴ wird seitens der Herausgeber mit Recht hervorgehoben, daß Loebens Verdienst um Eichendorff, außer in der Übermittlung vereinzelter stilistischer, motivischer und formaler Dinge, lediglich in aufmunterndem Lob besteht, sowie in dem Gewinn, der aus gegenseitiger Anregung, aus dem wechselnden Anzünden einer Schaffensfreude an der anderen erwächst.

¹ „Der Wächter“ 1923, Septemberheft.

² Jos. Freih. v. Eichendorffs sämtliche poetische Werke IV. 456 f., 462, 470.

³ Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe XIII, 258 f.

⁴ Gedichte des Freih. Jos. v. Eichendorff. Herausgegeben von Hilda Schulhof u. August Sauer.

Eichendorffs absprechendes Urteil über Strauß und Budde⁵ bestätigt aufs neue, daß trotz aller Vermittlungsversuche Loebens, zwischen den Brüdern Eichendorff und den beiden erwähnten Theologen ein harmonisches Verhältnis niemals bestanden hat. Es ist unter diesen Umständen im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die schlesischen Barone, wie mitunter behauptet wurde, dem um Loeben sich kristallisierenden exzentrischen Freundeskreise angehört haben.⁶ Die Rechtschreibung des Textes bei der Wiedergabe der nachstehenden Briefe entspricht dem neuzeitlichen Gebrauch. Kennzeichnende Eigenheiten, wie Latein- und Kurrentschrift, Worttrennungen und Wortzusammensetzungen sind, ebenso wie Abkürzungen und Zeichensetzung, beibehalten worden. Offensichtliche Schreibfehler wurden stillschweigend berichtigt.

Wien, d: 27^t. December 1812:

Mein innigstgeliebter Freund. Nach manchen Stürmen, die lange Zeit ohne innere und äußere Ruhe mein Lebensschiff hin und her warfen, bin ich endlich wieder auf eine Weile im Hafen eingelaufen. Eine große Sabbatstille ruht weit und breit über der beschneiten, glänzenden Erde, von allen Seiten ziehen Glockenklänge durch die klare Luft und verkündigen das freudigste Fest der Welt. An solchen Tagen erinnert sich die Seele mit verdoppelter Liebe alles Schönen, Lieben und Guten, das sie jemals gekannt und erlebt. Wie könnte ich diese heiligen Tage besser feiern, als daß ich mich mit Dir, mein liebster Freund und Herzensbruder, und Deinen heiligen Gedichten unterhalte! In Paris⁷ habe ich ein Gemälde von Albr. Dürer⁸ gesehen, das mir gewiß bis zum Tode Erinnerung bleibt. In der Mitte des Bildes steht eine einfache Hütte, von allen Seiten durchbrochen und durchsichtig. Darin liegt das Jesukindlein in der Krippe und seine zarten Glieder strahlen überall eine wunderbare, milde Verklärung aus, welche das Gesicht der daneben knieenden Maria und die nächsten Gräser und Bäume seltsam beleuchtet. An der offenen Hütte knien mehrere Hirten, wovon einige beten, andere auf Schalmeien blasen. Draußen über dem wundersam gestalteten Gebirge, in das man weit hineinsieht, liegt eine wunderbare Mondschein-Nacht. Im Hintergrunde hoch auf einem Felsen ist ein Ritter von seinem Roß gestiegen, das er neben sich am Zügel hält, und liegt betend auf den Knien, nach der Hütte zugewendet. Von der anderen Seite

⁵ s. Briefe vom 27. Dezember 1812 und 25. Dezember 1814, sowie Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe, Bd. 3, S. 157 u.a.O.

⁶ In einem Briefe an Budde vom 3. September 1812 legt Loeben gegen die Aufnahme eines Viertens in den Bund entschieden Verwahrung ein.

⁷ Die Reise der Brüder Eichendorff nach Paris erfolgte im Frühjahr 1808.

⁸ Es wäre eine dankbare Aufgabe, Eichendorffs Verhältnis zur bildenden Kunst, namentlich der Malerei, zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen.

sieht man eine Schar heidnischer Reiter mit erschrocken zurückgewandten Gesichtern in die Dunkelheit entfliehen. An dem dunkelblauen Himmel stehen Kometen, unter der Hütte erblickt man hin und wieder auf dem Boden Zeichen und Hieroglyphen, deren Bedeutung niemand mehr enträtseln kann.⁹ – Mit demselben Gefühle, mit dem ich vor diesem wunderreichen Bilde stand, habe ich auch Dein herrliches Gedicht: Geburt Jesu Christi gelesen und immer wieder gelesen, und ich weiß es weiter nicht besser mehr zu loben. Das kleine Lied des Waldbruders ist, meinem Gefühle nach, eines Deiner vollendetsten. Es ist eine so tiefe, geheimnisvolle, glückselige Einsamkeit darin, daß man den dunklen Kreis der Berge und Wälder tief unter sich, seitwärts Wunderreiche, von der Nacht leis verdeckte Fernen zu erblicken, hell und fromm durch die grenzenlose Stille des Einsiedlers Stimme zu hören glaubt. Meine Liebe für das Lied: Waldlust, das mir von den Heidelberger Höhen noch immer nachgeklungen, kennst Du aus alten Zeiten. Innigst gerührt hat mir die phantastische, schauerlich lustige Wehmut des Volksliedes.¹⁰ Für dein schönes Sonett an mich, erhältst Du hiermit eine eigne Antwort. Zu Deinem neuen Leben mit Dionysius und Budde¹¹ wünsche ich Dir von Herzen Glück. Ich kann es mir vorstellen, wie glücklich Du, und ihr Einfluß auf Dich sein wird. Grüße Beide von uns auf das Beste. Ich denke ohne alle Bitterkeit an sie, aber es ist seltsam, daß ich noch immer keinen Glauben an sie, kein herzliches Zutrauen zu ihrer inneren Wahrhaftigkeit gewinnen kann; so etwas läßt sich nicht erzwingen. Den Einschluß mit Deinen Gedichten habe ich Schlegeln sogleich übergeben. Er läßt Dir herzlich danken dafür und sagen, er bedauere, daß er für das Museum¹² keinen Gebrauch davon machen könne, indem er einesteils bereits sehr viele Gedichte liegen habe, die hinein kommen sollten, andererseits das Museum eigentlich dem

⁹ Manche dieser Motive finden wir in Eichendorffs Roman „*Abnung und Gegenwart*“ wieder. Der nachhaltige Eindruck, den Dürers Gemälde bei Eichendorff hervorrief, ist sicherlich auf die Entwicklung der romantischen Stimmung in des Dichters Seele nicht ohne Einfluß geblieben.

¹⁰ Die drei hier erwähnten Lieder Loebens werden im Nachtrage erstmalig veröffentlicht.

¹¹ Die im „eleusischen Bunde“ vereinigten Freunde pflegten sich freigewählte Namen beizulegen, so wurde Gerhard Friedrich Abraham Strauß, der nachmalige Berliner Oberhofprediger, wohl wegen der dionysisch-dithyrambischen Tendenz seines Wesens „Dionysius“ genannt, während der 1860 als Konsistorialrat in Düsseldorf verstorbene Heinrich Wilhelm Budde zunächst den Namen „Johannes“, dann „Eugenius“ und schließlich „Astralis“ erhielt. – Die vollständig im Banne Loebens stehenden beiden Theologen hatten für die schlichte und anspruchslosere Eichendorffsche Art offenbar nur geringes Verständnis. Sie stellten sich die Freundschaft zwischen Loeben und Eichendorff lediglich als den Gnadenakt des Ingeniums gegenüber dem gewöhnlichen Sterblichen vor und freuten sich, daß ersterer sich zu dem guten Menschen herabließ. – In seinem Roman „*Abnung und Gegenwart*“ entwirft Eichendorff in dem „dithyrambischen Thyrsusschwinger“ ein Bild von Strauß (der Name ist dort in versteckter Weise genannt), dessen Doppelzüngigkeit ihn empörte, – Loeben hat sich und seine Freunde in der Darstellung sofort erkannt.

¹² „*Deutsches Museum*“, herausgegeben von Friedrich Schlegel, Wien 1812 und 1813.

Plane nach nicht für Gedichte bestimmt sei. Er werde aber, vielleicht binnen kurzer Zeit, einen poetischen Almanach herausgeben, wo ihm diese Deine Gedichte willkommen wären, wenn Du damit so lange warten wolltest. Ich ließ dahin, um unnötiges Porto zu vermeiden, die Gedichte noch bei Friedrich, bis Du mir Deine Entscheidung schreibst. Auch über die Sendung einiger Gedichte für Goldmanns Zeitschrift¹³ habe ich mit Schlegeln gesprochen. Er hat sich aber nicht bestimmt darüber erklärt. Du kennst seine Langsamkeit im Dichten. Für Deinen ehrenvollen Antrag, selber mit zu dieser Zeitschrift beizutragen, danke ich Dir herzlich.

Ich werde Dir nächstens etwas von mir und Wilhelm dazu schicken. Dein Wunsch, bald wieder einmal etwas von uns zu sehen, hat mich innigst erfreut, und ich hoffe, Dir binnen kurzer Zeit meinen Roman schicken zu können. Die ökonomische Verlegenheit nämlich, in der wir uns befinden, zwang uns zu dem Entschlusse, unsere Sachen so schnell als möglich herauszugeben, um nur einiges Geld für den Augenblick in die Hände zu bekommen. Ich gab daher meinen Roman, Wilhelm ein Trauerspiel und ein Lustspiel.¹⁴ Friedrich Schlegel hat es übernommen, uns schnell hier in Wien einen Verleger zu verschaffen.¹⁵ Sobald es gedruckt ist, eile ich Dir mitzuteilen, was von Anbeginn Dir vor allen zugehört. Ich bitte aber, erwarte nicht viel. – Erlaube nun auch noch zuletzt, etwas von unserer prosaischen Existenz zu reden. Ich habe Dir verwirrenen Sommer geschrieben, daß wir eine Erbschaft gemacht haben. Die ersten Nachrichten, die wir von allen Seiten davon bekamen, waren übertrieben, und es blieben am Ende für uns Beide nicht mehr, als 12 000 Rth. Cour., die wir auch erst künftiges Frühjahr wirklich erhalten.¹⁶ Unterdes führte der allgemeine Gang der Dinge eine solche Veränderung in unserer Familie herbei, daß unsere Eltern für jetzt durchaus außer stande waren, uns länger zu unterstützen. Nun aber habe ich Dir schon in meinem letzten Briefe (den Du doch erhalten hast?) geschrieben, daß der Erzherzog Maximilian hier eine große Erziehungsanstalt gründet, deren Leitung er Adam Müller anvertraut hat.¹⁷ Auf eine äußerst freundschaftliche Art, ganz aus eigenem Antrieb hat nun

¹³ „*Zeitschrift für Poesie*“, herausgegeben von G.A.F. Goldmann und B.H. Freudenfeld, Unna 1812. (Freudenfeld ist der spätere Romanist an der Universität Bonn, der katholisch und schließlich Jesuit wurde.)

¹⁴ Über den Verbleib der hier erwähnten Dramen Wilhelms von Eichendorff ist nichts bekannt.

¹⁵ Die Bemühungen Schlegels führten nicht zum Ziel. Der Roman erschien erst 1815 mit einem Vorworte von Fouqué bei Johann Leonhard Schrag in Nürnberg.

¹⁶ Erblasser war, wie die Tagebücher des Dichters ausweisen, ein Baron Kloch, ein Verwandter von Eichendorffs Mutter.

¹⁷ Der Plan Adam Müllers in Wien unter dem Protektorat des Erzherzogs Maximilian, eine Erziehungsanstalt für eine beschränkte Anzahl 10 bis 18 jähriger Knaben aus angesehenen Adelsfamilien zu errichten, kam nicht zur Ausführung. Die unter der Leitung des unlängst heilig gesprochenen Pater Klemens Maria Hofbauer vorgesehene gediegene religiöse Erziehung

Müller uns Beide in diesen Plan mit hineingezogen, und wir wohnen, speisen etc: schon seit 4 Wochen bei Müller sehr bequem, gut und unerhört wohlfeil, so daß wir uns auf diese Weise wieder in Wien erhalten, bis wir etwa einen Posten bekommen.

Meine Mutter schrieb uns letzthin von einem Briefe, den Du an sie geschrieben haben sollst, ohne jedoch sich weiter über den Inhalt desselben zu erklären. Habe doch die Güte, uns darüber in Deinem nächsten Briefe Auskunft zu geben. Die Zeit zwingt mich nun, schnell zu schließen. Schreibe bald wieder. Jeder Deiner Briefe macht mich so unaussprechlich glücklich. Tausend Grüße und Empfehlungen von Schlegels und Müllers. Vergiß über Deinen neuen Freunden, Ausichten und Arbeiten niemals Deinen ewig treuen

Florens.¹⁸

Unsere Adresse ist nun: Auf der Wieden im Cárolyischen Garten, Nro: 126.

So wie ich so eitel bin, alle Briefe die von Dir an meinen Bruder gerichtet werden, auch auf mich zu beziehen, so hoffe ich wirst Du in den Zeilen meines Bruders an Dich auch jedes mal meine Meinung und meine Gefühle wiedererkennen. Wird doch alles zwischen uns Beiden vorher lange und gemütlich abgesprochen, so daß aus diesem Gespräch endlich nur eine und dieselbe Meinung hervorgeht. Ich darf also nichts anderes tun als Dich auf den voran stehenden Brief verweisen, und ihn unterschreiben mit der Bitte mich immer für Deinen wärmsten aufrichtigsten Freund zu halten, und mir Deine Liebe nie zu entzieh'n. Lebewohl, und denke und schreibe recht bald an uns

Ewig Dein
Wilhelm Eichendorff.

An Isidorus.¹⁹

Wie heil'ge Quellen von den Felsen springen
Aus stiller Höh', wo rings die Wälder rauchen,
In duft'ge Fernen sehnsuchtsvoll sich tauchen,
Mit Adern hell die Erde zu durchdringen:

der Schüler erschien den noch vollständig im Banne der Aufklärung stehenden Behörden mit den vorherrschenden Anschauungen und Verwaltungsgrundsätzen unvereinbar.

¹⁸ Dichtername Eichendorffs.

¹⁹ Isidorus Orientalis, Dichtername Loebens.

So schlug mir an die Brust Dein neues Singen;
Ich fühle des Gebirges ernstes Hauchen,
Es bringt, was ritterlich' Gemüte brauchen,
Die Seele nimmt erkühlt die alten Schwingen.

Oft sonst zu des noch deutschen Stromes Strande
Wünscht' ich Dich her; denn Strom und Wald voll Sorgen,
Sie frugen mich: wo irrt der Freund so lange? –²⁰

Nun sind wir wieder ja in Einem Lande,
Dort treffen wir zusammen wohl all' Morgen
Und kennen uns an Kreuz und Waldhornsklange.²¹

Florens.

Torgau, d: 8^t. April 1814

Nach einem Jahre, mein innigstgeliebter Bruder, schreibe ich Dir endlich wieder. Aber was für ein Jahr war auch das! Alle Entzückungen, Schrecken und Schmerzen eines ganzen Jahrhunderts drangen auf mich ein und übertaumelten mich und ich konnte nur als ein Trunkener mit dem gewaltigen Strome dahinbrausen, aber mich besinnen, dichten und schreiben konnt' ich nicht. Oder wer möchte seine eigne eitle Stimme vernehmen beim tiefen Rauschen der Wälder und rasender Gebirgsströme mitten im Donner und Blitz, und nicht lieber in stummer Demut niederknien und beten? Doch wie ein großes frisches Leben die Seele immer erweitert, so reiche ich Dir nun, ungelehrter wohl, verwilderter und härter vielleicht, aber nicht unwürdiger und ernster die Hand, mein lieber, guter Freund. Schlage brüderlich ein, denn das erschöpfte Vaterland braucht wohl eines geistigen Bundes. Das Verhaßte, Hindernde niederwerfen kann der Krieg, diese grandiose Völker-Poesie,²² aber das Bessere dann aufbauen und jene Siege als wahrhaftige Siege geltend machen, das ist nun unser Tagewerk, unbeachtet und ungekannt von der Menge, aber rühmlich und eines Lebens wert.

Der Krieg ist eine wahre Mannerschule; für mich aber war er es auf eine sehr ungewöhnliche und schmerzliche Art. Es ist, als wäre ich in diesen Strudel nur mit hineingezogen worden, um eine nichtswerte Eitelkeit abzulegen, und drei große Tugenden, die

²⁰ Der Vers erinnert an den Sonettenstil Dantes.

²¹ Daß „Kreuz und Waldhornklang“ die Erkennungszeichen sind, ist bemerkenswert.

²² In diesem Ausdruck ist wohl der Keim des Eichendorffschen Gedankens zu suchen, daß Gott die Weltgeschichte dichtend schreibe.

mir fehlten, Ergebung in den Willen Gottes, Beharrlichkeit und Geduld zu erlernen. So höre nur mit wenigen Worten, wie es mir ging:

Ich verließ den 5^t. April vorigen Jahres mit Philipp Veit²³ das geliebte Wien und ließ mich mit demselben bei Dr. Lange in Breslau als freiwilliger Jäger im Lützowschen Corps anwerben. Da dieses Corps aber damals schon längst aufgebrochen war, so eilten wir über Dresden und Meissen nach und holten es endlich in Grimma²⁴ bei Leipzig ein. Hier war unsere erste Bewegung – eine höchstbeschwerliche *Retirade* bis gegen Dresden, denn die Schlacht von Lützen²⁵ war eben verloren, als wir bei Leipzig ankamen. Während nun unsere große Armee sich nach Bautzen zurückzog, marschierten wir über Cottbus, als ein echtes Freikorps, in den Rücken der Franzosen. Hier von allen befreundeten Truppen, selbst von dem größten Teile unseres Corps getrennt und verlassen, ohne Geld, Reiterei und Canonen, trieb sich unser Bataillon (unter dem Commando des interessanten Jahns²⁶) bei Tag und Nacht in Wäldern und Sümpfen umher, mit Hunger und unbeschreiblichem Elend unaufhörlich kämpfend. Fast stündlich einem uns wohl 50 fach überlegenem feindlichen Corps gegenüber, hatten wir doch für unsere ungeheueren Strapazen nicht die *Satisfaction*, uns nur einmal mit ihm herumzuschlagen. Denn die Franzosen mochten es wahrscheinlich nicht für ratsam halten, uns in unseren abenteuerlichen Schlupfwinkeln anzugreifen, aus welchen wir sie beständig schreckten und neckten, obgleich wir Gelegenheit genug dazu gaben und z.B. einmal bei Lübben in der Niederlausitz – 20 Mann und einige Kosaken stark – die ganze Nacht im Angesicht des Lauristonschen²⁷ 10 000 M:starken Corps tolldreist bivouaquierten. So manövrierte uns der immer andringende Feind nach und nach endlich bis Berlin zurück, als es plötzlich Waffenstillstand²⁸ wurde. Wir marschierten nun in die Gegend von Havelberg, wo der andere Teil unseres Corps stand, und cantonnierten dort in dem Dorfe Schönhausen an der Elbe, Tangermünde gegenüber. In diesem Abgrunde von Untätigkeit und langer Weile fingen wir bald an, über unser Schicksal nachzusinnen und zu grübeln. Das Lützowsche Corps war mit Officieren fast überfüllt, also wenig Aussicht zu *avancement* für uns. Und noch einen Feldzug, zumal im Winter, als Gemeiner mitzumachen – was das heißt, weiß nur, wer es einmal empfunden. Am

²³ Der bekannte Historienmaler, Stiefsohn Friedrich Schlegels.

²⁴ In Grimma befand sich der Stab des Freikorps am 16. April 1813.

²⁵ Schlacht bei Lützen (Großgörschen) 2. Mai 1813.

²⁶ Friedrich Ludwig Jahn führte als Leutnant das 3. Bataillon des Freikorps.

²⁷ Lauriston, Jacques, Marquis de, französischer Marschall.

²⁸ Der Waffenstillstand wurde am 4. Juni 1813 zu Poischwitz abgeschlossen, und zwar für die Zeit vom 7. Juni bis 16. August. Erst am 14. Juni erhielt das Freikorps die offizielle Anzeige.

meisten aber schmerzte uns, daß wir bei allen Strapazen die Schlachten von Gör-schen, Bautzen etc: nicht mitgefochten, daß unser ganzes Corps bis zum Waf-fenstillstande nicht zum Schuß gekommen (denn der schändliche Überfall wäh-rend dem Waffenstillst:²⁹ traf nur unsere Cavallerie) und daß wir überhaupt un-verdienterweise den anderen Truppen nachgesetzt wurden.

In solchem Zustande der Unzufriedenheit traf gegen Ende des Waffenstillstan-des mich und Veiten eine Einladung vom Baron Fouqué, ins Hauptquartier nach Schlesien zu kommen, wo er (Fouqué) im Generalstabe angestellt werden, und somit auch uns Beiden einen größeren Wirkungskreis verschaffen werde. Wer hätte in unserer Lage die Gelegenheit nicht gern ergriffen? Wir legten daher diese Einladung unserem Chef vor und baten um unsere Entlassung vom lützowschen Corps, die wir denn auch in ungewöhnlich schmeichelhaften Ausdrücken erhiel-ten. Wir begaben uns nun zuvörderst nach Berlin. Von Berlin aus reiste ich Tag und Nacht mit dem Professor von Savigny³⁰ bis Breslau, wo ich einige Tage aufgehalten wurde. Hier erhielt ich eine schriftliche Aufforderung von meinen Eltern, noch schnell bis Neisse in Oberschlesien zu kommen, wohin auch sie sich begeben wollten, um mich vor Wiederausbruch des Krieges noch einmal zu sehen. Ich flog nach Neisse und lebte dort 3 vergnügte Tage mit meinen Eltern. Am Abend des dritten Tages erscholl plötzlich die Nachricht, daß die gesamte preuß: Armee bereits die böhmische Grenze überschritten habe, und von diesem Augenblicke geht erst meine eigentliche Leiden-Periode an. Ich nahm noch dieselbe Nacht Post und reiste nach Strehlen, wo früher das Hauptquartier war. Aber ich fand es nicht mehr dort, und – niemand wußte mir zu sagen, wo es gegenwärtig wäre. Ich eilte daher weiter gerade nach Böhmen zu. Unterwegs begegnete ich zu meiner großen Freude zufällig meinem lieben, ganz verwandelten Kameraden Veit. Dieser hatte bereits vernommen, daß Fouqué nicht in den Ge-neralstab gekommen, auch unser Freund Bartholdy,³¹ auf den wir ebenfalls viel bauten, grade als Courier in Wien sei; er hatte daher schon alle Hoffnung, Officier zu werden, aufgegeben, sich ein Pferd und die Uniform der Fouquéschen brandenb: Curassier-Jäger geschafft und reiste eben diesem détachement nach, um in dem-selben als gemeiner Jäger fortzudienen. Was blieb mir

²⁹ Am 17. Juni wurde das Freikorps, das sich ohne Verschulden noch außerhalb der Demarka-tionslinie befand, bei Kitzau von französischen und württembergischen Truppen überfallen. Als Major von Lützwow die feindlichen Abteilungen aufforderte, den Vormarsch einzustellen, erhielt er von General Fournier die Antwort: „l'armistice pour tout le monde, excepté pour vous.“

³⁰ Friedrich Karl von Savigny, der berühmte Rechtslehrer, mit dem Eichendorff bis an sein Le-bensende freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

³¹ Jakob Bartholdy, Preußischer Diplomat, war 1813 in der Staatskanzlei des Fürsten Harden-berg angestellt.

nun in dieser unerwarteten Verlegenheit übrig, als den einzigen festen Punkt Fouqué zu halten und ebenfalls ihm nachzureisen? Da Veit zu Pferde war, und ich weder Post noch sonstiges Fuhrwerk erhalten konnte, so kam er mir vor und ich erreichte die Armee nach einer unsäglich mühseligen Reise erst tief in Böhmen. Fouqué bei dessen détachement Veit nun stand und noch steht, empfing mich sehr herzlich, aber mit der niederschlagenden Nachricht, daß er uns, da er selbst nicht zum Generalstabe gekommen, zu keiner Officiersstelle verhelfen könne. Ich beschloß nun, Veiten nicht zu verlassen und mich ebenfalls unter die Curassier-Jäger zu begeben. Aber bei einer näheren Beleuchtung meiner Barschaft fand ich zu großem Schrecken, daß ich nicht Geld genug mehr hatte, um mir eine neue Uniform zu schaffen, geschweige denn ein Pferd. Vergebens bemühte ich mich, und Fouqué selbst für mich, um Geld aufzutreiben. Ich suchte daher nun alle meine Bekannten in diesem Corps auf und sprach mit den Generalen Kleist und Ziethen selbst, um wenigstens eine Officiersstelle bei den unter ihren Befehlen stehenden Landwehregimentern zu erhalten, denn als Officier hätte ich Vorschuß und Gehalt bekommen. Aber da die Armee eben erst im Aufbruch und die Landwehr daher noch fast überkomplett war, so war grade durchaus keine Officiersstelle offen, und ich wurde ziemlich hart abgewiesen. Entrüstet über soviel Unglück, nachdem ich während diesen Versuchen drei Tage und Nächte mit der Armee bei Prag bivouaquiert, nahm ich nun Abschied von Veit und Fouqué und ging auf des letzteren Rat nach Prag, um dort als Officier bei der österr: Landwehr, die eben organisiert wurde, angestellt zu werden. Graf Kolowrat, an den ich mich dort wendete, schlug mir auch dieses ab, indem alle österr: Landwehroffiziere vorher in österreichischen Militär-Diensten gewesen sein müßten, lud mich aber ein, mich noch 14 Tage in Prag aufzuhalten, wo er es dann vielleicht möglich machen könnte. Dies konnte ich aber nicht tun, denn meine Casse war durch das Hin- und Herreisen endlich so erschöpft, daß ich fast gar nichts mehr übrig hatte. Von aller Welt verlassen, und zu stolz, um mir als gemeiner Jäger eine Commisssmontierung zu erbetteln, entschloß ich mich nun, nicht ohne tiefen Groll und Zorn im Herzen, – nach Schlesien zurückzukehren, um mir dort Geld zu holen und so zur nächsten Armee zurückzueilen. Ich nahm meinen Wanderstab und meinen Tornister auf den Rücken und wandere ganz allein bei beständigem Regen ohne Rasttag oft halbe Nächte hindurch bis zur höchsten Erschöpfung. Sehr überraschend langte ich endlich ganz entkräftet bei meinen Eltern in Lubowitz an, bekam hinreichendes Geld und eilte in 3 Tagen mit Vorspann wieder fort, um mich als Jäger zur Blücherschen Armee zu

[Abbildung: Aus Eichendorffs Heimat]

begeben, die sich so eben in Nieder-Schlesien herumschlug. Auf diesem Wege traf ich in Breslau zufällig meinen **Oncle**, Graf **Hoverden**, welcher nicht sobald meine Abenteuer und mein neues Vorhaben gehört, als er mir versprach, mich als Landwehroffizier anzubringen, und mich auch deswegen sogleich dem **Gouverneur** von Schlesien **General Gaudy** vorstellte. Ich machte bei dieser Vorstellung mündlich und schriftlich die ausdrückliche Bedingung, in einem Regimente angestellt zu werden, das entweder bereits vor dem Feinde stände, oder doch unverzüglich dahin abgehen sollte. Das letztere wurde mir zugesichert und ich als **Lieutenant** zu dem damaligen 17ten jetzt 2t. Infanterie-Regimente nach **Glatz** geschickt. Doch wie groß war mein Schrecken, als ich dieses Regiment fast erst im Entstehen fand. Ich wollte sogleich wieder umkehren und als Jäger fortreisen. Aber man ließ mich nicht, da es bei dem Regimente außerordentlich an **Officiern** fehlte. Ich beschwerte mich daher schriftlich bei dem **Gouverneur** darüber, aber statt aller Antwort erhielt ich – von Sr. Majestät dem Könige meine Ernennung zum wirklichen **Lieutenant** von der Armee nebst dem Befehle, bei dem Landwehrrimente, wo ich war, einzutreten. Es war die bitterste Täuschung in meinem Leben. Es wäre sehr langweilig, Dir die unzähligen Experimente aufzuführen, die ich seitdem mit **General Gneisenau** etc: anstellte, um von diesem Regimente wieder fort zur Armee zu kommen. Es mißglückte alles, und ich mußte beinahe 3 Monate lang **Garnisondienste** in **Glatz** tun. Gegen Ende **Decembers** endlich erhielt unser **Regiment** **Marschordre**, um zum 4^{ten} **Armeecorps** zu stoßen. Neu aufgelebt ging ich nun wieder freudiger, würdiger Arbeit entgegen; aber wir langten grade in hiesiger Gegend an, als **Torgau capitulierte**, und – wurden sogleich zur Besatzung von **Torgau** bestimmt, wo wir noch heute schmachten.³² Das ist mein Lebenslauf während diesem Kriege. Ich weiß nicht, soll ich mich mehr ärgern über das hartnäckige, fast beispiellose Mißlingen aller meiner Pläne und heißesten Wünsche, oder Gott für die unverkennbare freilich wunderliche und schmerzliche Leitung danken, durch welche mein Leben erhalten ward. Hart und höchst verdrießlich bleibt es immer, bei so gutem Willen und ungeheueren Opfern an Geld, Gesundheit und kostbarer Zeit sich so weniger Taten erfreuen zu dürfen. Aber ich trage doch das Bewußtsein aus diesem großen herrlichen Kampfe, in jedem Augenblicke streng getan zu haben, was Pflicht und Ehre mir geboten; und

³² Daß bei der Übernahme von Torgau dort eine ansteckende Seuche wütete, die auch auf die preußischen Besatzungstruppen übergriff und ihnen bedeutende Verluste zufügte, übergeht Eichendorff mit Stillschweigen.

wer kann sich eines mehreren rühmen? Erhalte ich denn nun auch vom Vaterlande das eiserne Kreuz nicht, so habe ich doch die stolze Freude, für das Vaterland in diesem Jahre Kreuz genug, und zwar recht eisernes, getragen zu haben. Und somit: Herr, dein Wille geschehe! – Freundlicher ist das Schicksal meines Bruders Wilhelm. Er reiste im December vorigen Jahres mit Adam Müller von Wien nach italienisch-Tirol, wo beide in dem oesterreich'schen Landesgremium angestellt wurden, welches, der siegenden Armee folgend, jene neueroberten Provinzen sogleich auf österreichischen Fuß einrichtet. Zweimal wurde mein Bruder von Italien aus als Courier mit Depeschen an den österreich: Kaiser ins Hauptquartier geschickt, das erstemal nach Basel, das anderemal nach Troyes. Sein letzter Brief vom Januar ist aus Trient. – Doch genug davon, mein ganzes Sein ist so historisch breit geworden, verzeihe daher diesen trockenen Zeitungsbrief. Vergelte mir nur meine Redseligkeit auch mit einem recht langen Briefe, mein geliebter Freund, von Deinen neuesten Schicksalen, wenigstens den inneren, die wahrscheinlich merkwürdiger sein werden, als meine galoppierenden Abenteuer. Was hast Du dieses Jahr über getrieben und gedichtet? und was beschäftigt Dich jetzt? wo und wie lebst Du, mein guter, innigstgeliebter Freund? Ich kann Dir nicht sagen, wie groß meine Freude war, als ich vorigen Herbst einen Gruß von Dir durch Dr: Lange erhielt, der Dich, wie ich glaube, in Herrnhut gesprochen. Wie herzlich sehne ich mich, nach so langer unwillkürlicher Unterbrechung, wieder etwas von Dir selber zu hören! Ich habe einen Wunsch, der mich sehr angenehm beschäftigt. Wenn Du nämlich zu Hause bist und Deine würdige Mutter es gnädigst erlaubt, so will ich unsere Nähe benutzen und auf einige Tage in Deine Arme eilen. Welch ein Wiedersehen im Frühlinge des Jahres und der Jahrhunderte! Ich bitte Dich daher, schreibe mir doch recht bald, ob Du zu Hause bist und mich bei Dir zu sehen wünschest. Es könnte dies freilich meinerseits wohl nicht eher geschehen, als bis es Friede wird, welcher aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr ausbleiben dürfte. Bis zu diesen reichen, glücklichen Stunden verschiebe ich, Dir von meinen Poesien etwas zu weisen und zu erzählen. Einen großen fertigen Roman habe ich in Breslau liegen, welchen Fouqué nach dem Kriege herausgeben wird. Auch meine Gedichtsammlung ist ansehnlich gewachsen. – Der Frühling steht schon wieder von allen Seiten magisch auf und erfüllt mich mit allen den alten Klängen und Erinnerungen, unter denen Dein Bild sich jederzeit als die schönste und liebste erprobt. Ich hoffe zuversichtlich, Dich bald zu sehen. Und so lebe denn indes recht wohl, mein innigstgeliebter Freund, und es bewähre sich an uns, was ich letzthin in einem Gedichte an meinen Bruder schrieb:

Aus Einem Fels geboren,
Verteilen kühlerauscheidend sich zwei Quellen,
Die eigne Bahn zu schwellen;
Doch wie sie fern einander auch verloren:
Es treffen echte Brüder
Im ew'gen Meere doch zusammen wieder.³³

Ewig Dein
Eichendorff
Lieutenant im 3t. Batallion des
2^t Landwehr-Infanterie-Regiments

Lubowitz, d: 10. August 1814.
bei Ratibor in Ober-Schlesien.

Mit unbeschreiblicher Freude, mein innigstgeliebter Freund, habe ich Deinen Brief vom 7t. Juni aus Heidelberg erhalten. Ich bekam ihn aber ziemlich spät, da er über Torgau ging, das ich schon im Mai verlassen hatte. Ich kann es nicht sagen, wie erfreulich mich die Nachricht von Deinem Soldatenleben³⁴ überraschte, indem ich früher nicht das geringste davon erfahren. Ich hätte es wohl ahnen können! Wenn Du Deinen Unmut, keine von den großen Schlachten mitgemacht zu haben, verschmerzt hast (:und das ist leicht, denn jeder tat doch nur seine Schuldigkeit, folglich keiner mehr als Du:), so kannst Du Gott preisen, daß Er Dir aus dem Feuermeere dieses Jahres wenigstens einen romantischen Zug bereiten wollte und Dir das merkwürdigste Schauspiel unserer Zeit, den Einzug in Paris, mit eigenen Augen sehen ließ. Der Anblick großer Weltbegebenheiten ist für ein tiefes, beschauliches, dichterisches Gemüt etwas mehr als ein leicht vorübergehendes Spiel ergötzlicher Bilder, und ich könnte Dich darum beneiden, wenn ich Dir nicht alles Große und Gute gönnte, wie mir selbst. Mir ist es nicht so gut geworden. Die erste Hälfte des Krieges hindurch verleidete mir, als gemeinem Soldaten, die oft unerträgliche Strapaze und besonders das ewige ekle Zusammenleben mit dem gemeinsten Pöbel alles sonstige Romantische meines Standes, die letztere Hälfte hindurch aber, als Officier und beständig in Torgau festgebannt, wurde ich dermaßen in das kalte Meer der militärischen Pedanterie, Chicane und Langeweile

³³ Aus dem Gedichte „An meinen Bruder zum Abschied 1813“.

³⁴ Loeben hatte sich am 18. Dezember 1813 in den „Banner der freiwilligen Sachsen“ einschreiben lassen und wurde vier Tage später zum Souslieutenant ernannt. Die ziemlich ruhmlose Geschichte dieses „Banners“ endete mit dem Einzuge in das bereits eroberte Paris.

untergetaucht, daß ich darüber fast ganz vergaß, warum ich Soldat geworden. Ich verließ daher Torgau sobald als es mir möglich war, nämlich Ende Mai's mit Urlaub, hörte in Görlitz, daß Du verreist seist, ohne erfahren zu können wohin?, und eilte nun nach Lubowitz, von wo aus ich meinen Abschied verlangt, aber bis heut noch nicht erhalten habe. Wo und was ich, nach erhaltenem Abschiede, beginnen werde, weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht. Es ist mein redlichster Ernst, unserem Vaterlande in allem, was ihm nun unmittelbar not tut, zu dienen, auch mit Aufopferung mancher angenehmen Stunde, die mir ein ungestörtes Dichten gewähren könnte; denn ich kann mein poetisches Talent nicht als so entschieden und mir und der Welt genügend betrachten, um mich zu einer Ausschließung von aller anderen tüchtigen Arbeit zu berechtigen. Ich schrieb daher noch ehe ich von Torgau abging an Wilhelm nach Trient,³⁵ er möchte mir dort irgend eine Stelle im österreich: Civil zu verschaffen suchen. Aber, denke, seit dem – 10t. April habe weder ich noch meine Eltern die geringste Antwort oder Nachricht von Wilhelm, obschon wir seitdem schon wieder an ihn und auch an Ad: Müller geschrieben haben. Eine unbeschreibliche Wehmut ergreift mich oft in unserem Garten, wo alle Blumen und Bäume mich nach ihm zu fragen scheinen, und es fällt mir wohl manchmal gar ein, daß er gestorben. Ich schreibe dies mit tiefen Schauern, denn ich weiß nicht, wie ich ihn überleben soll. –

Ich benutze meine hiesige Einsamkeit, um die Bibel zu lesen, und meine Begebenheiten als Jäger im Lützowschen Corps, die nun in der Erinnerung kräftiger hervortreten, ganz einfach aufzuschreiben.³⁶ Auch meinen Roman³⁷ lasse ich nun abschreiben, um ihn endlich versprochenermaßen an Fouqué zu schicken. Recht tief gerührt hat mich die zauberische Gemütlichkeit, mit der Du dieses mein Buch überstrahlst und verklärst. Wollte nur Gott, daß Du es nicht anders fändest! Nicht minder erfreut hat mich Dein liebevoller, schmeichelhafter Antrag, Dir etwas für Dein Echo und Narzissus³⁸ zu senden. Um desto schmerzlicher, ja recht empfindlich kränkend ist es mir, Deinem Verlangen nicht gewähren zu können. Ich hoffe aber mit der Zuversicht unserer alten Freundschaft, daß Du mir glauben und Dich beruhigen wirst, wenn ich Dir sage, daß

³⁵ Eichendorffs Bruder Wilhelm war 1813 in den österreichischen Staatsdienst eingetreten und wurde mit der Hofkommission, die das Land bis zur endgültigen Besitznahme verwaltete, nach Tirol geschickt. Im Jahre 1827 erfolgte seine Ernennung zum Kreishauptmann von Trient.

³⁶ Die hier erwähnten Aufzeichnungen sind verschollen. Vielfach an Freunde verliehen, scheinen sie bei einem derselben in Verlust geraten zu sein.

³⁷ „*Abnung und Gegenwart*“, über den die Briefe wertvollen Aufschluß geben.

³⁸ Vermutlich der im Briefe vom 3.10.14 erwähnte Almanach, dessen Titel Calderons Einfluß verrät.

Ich als lützowscher Jäger keine Zeit, als Officier aber vor Wut und Mißmut keine Lust hatte, zu dichten, daß ich seit meinem hiesigen Aufenthalte nur Anfänge zu größeren Dichtungen entworfen, die sich jetzt noch durchaus zu keiner Mitteilung eignen, daß endlich die ganze Sammlung meiner früheren Gedichte sich in **Wien**, ich weiß nicht einmal in wessen Händen befindet. Ehren und herzlich freuen aber wird es mich, wenn Du von den Gedichten, die Du schon von mir hast, einige abdrucken lassen willst. Es ist noch keines davon gedruckt. Wie innig freue ich mich nach dem, was mich in Deinem mitgeteilten Sonette (Fronleichnamfest) angeklungen, wieder etwas von Isidorus zu sehen und zu durchdringen! Was macht Dein Büchlein über l'Allemagne³⁹ auf das ich sehr begierig bin. Erfreue mich recht bald mit einer poetischen Mitteilung, Du weißt es wie ich Dich liebe!

Was aber soll ich zu Deinem Leben in **Heidelberg** sagen? Es hat mich tief bewegt. Ja, mein Lieber, ist [sic!] verstehe und kenne diese Zauberei der Erinnerung, diese ewige Gewalt des Gefühls. Glücklicher! ich gäbe ein Jahr meines Lebens um eine solche schmerzlich-süße Stunde im **Heidberger** Schloßgarten!

Sehr schmerzlich ist es mir, meinen Plan, Dich und den mir ewig teuren Kreis, der Deinen in Radmeritz⁴⁰ zu sehen (wie herzlich freute ich mich darauf!) aufgeben zu müssen, indem nun auch schon mein Regiment wieder in **Schlesien** zurück ist. Du kannst Dir indes denken, daß ich darum nicht aufgebe, Dich recht bald wieder in meine Arme zu schließen, mit Dir innig und brüderlich zu leben, zu genießen und zu dichten, mein herzlichgeliebter Isidorus. Ach, wär' es in **Heidelberg**! Lebe indes recht wohl (denn der Postbote lauert schon auf meinen Schluß), schreibe bald und vergiß nie Deinen Dich über alles liebenden

Florens.

Von **Philipp**,⁴¹ der, als ich Officier wurde, als Jäger unter Fouqué ging, weiß ich nichts, als bloß daß er die **Leipziger** Schlacht mitgemacht und überlebt hat. Weißt Du ein Mehreres, so schreib' es mir, ich bitte Dich! Er liebt Dich wie ich.

³⁹ „Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland“.

Die kritischen Randglossen Loebens über Staëls Buch „*Briefe über Deutschland*“ erschienen 1814 bei Mohr & Zimmer in Heidelberg auf Kosten des Verfassers.

⁴⁰ Das Dorf Radmeritz bei Görlitz liegt in unmittelbarer Nähe des adeligen Fräuleinstiftes Joachimstein, dessen Stiftshofmeisterin Loebens Mutter war.

⁴¹ Wertvoll ist die Erkenntnis, daß auch Philipp Veit in den Kreis Loebens geriet.

Lubowitz bei Ratibor in Ob:-Schl: d: 3t. **October** 1814.

Mit rechtem Seelen-Vergnügen, das nur die Liebe und Gegenliebe gewährt und versteht, habe ich Deinen Brief vom 22t. **August** gelesen und unzähligemal wiedergelesen. Zürne nur nicht, mein innigstgeliebter Freund, daß ich ihn Dir so spät beantworte. Ich selber war bei dieser Verzögerung am ungeduldigsten. Da ich, nämlich nur eine einzige, durch viele Korrekturen und meine eigne schlechte Handschrift ziemlich entstellte, Ausgabe meines Romanes besaß, so gab ich dieselbe noch an einen hiesigen Geschwind-Schreiber zu schneller Abschrift. Ich trieb und wartete nun von Woche zu Woche vergebens, endlich, da alle meine Geduld zu Ende war, erschien die Abschrift, aber – welches abgeschmackte Gemisch von orthographischen, metrischen Fehlern, Auslassungen ec.! Es kann durchaus niemand daraus klug werden, als ich selbst, und ich sah mich genötigt, Dir doch meine eigne Handschrift mitzuteilen. Du hast also leider bei alle der Verzögerung, mit der ich es eigentlich gut meinte, nichts gewonnen, und muß nun schon sehen, wie Du Dich durch mein Manuskript hindurcharbeitest, wenn es überhaupt dieser Mühe wert ist und Du nichts besseres zu tun hast. Ich übergebe es Dir, weil Du es auf eine mich tiefführende Art wünschtest, weil diese Mitteilung auch mein innigstes Bedürfnis ist, weil es endlich, wie die Zueignung zeigt, Dir nebst wenigen anderen, wie alle meine Poesie, ursprünglich geweiht ist. Ich übergebe es Dir aber nicht ohne Schüchternheit. Ich fürchte, Du wirst Dich bei der liebevollen Erwartung, mit welcher Du diesem **Romane** entgegen siehst, verdrießlich täuschen und wenigstens etwas anderes finden, als Du vielleicht erwartest. Denn er ist leider von aller mystischen Romantik eben so weit entfernt, als die Zeit, in welcher er handelt, von jener alten wunderbaren Welt, in die sich Dein Gemüt jetzt wahrscheinlich am liebsten versenkt. Doch wirst Du vielleicht hin und wieder eine gewisse Frischheit des Lebens, tiefe Sehnsucht und den aufrichtigen Willen, das Beste zu erlangen, nicht vermissen. Ich hatte ursprünglich nicht den Vorsatz, diesen Roman drucken zu lassen, und hätte ihn schwerlich jemals gefaßt, wenn es mir nicht Friedrich und Dorothea,⁴² denen ich ihn in **Wien** noch mitteilte, eifrig angeraten hätten. Möchte der Beifall dieser beiden Vortrefflichen (von Dorothea rühren die vielen Korrekturen und kleinen Abänderungen dieses Manuskriptes eigenhändig her) Dich zu einiger Nachsicht verleiten. Auf jeden Fall aber spreche das Buch mit seinen Tugenden und Mängeln nun selber für und wider sich. Denn aus dem **Raisonnement** über eigne Dichtung kommt immer nichts, oder doch etwas anderes, fremdartiges heraus. Nur eines einzigen Umstandes muß ich noch er-

⁴² Dorothea, geborene Mendelssohn, seit 1804 mit Friedrich Schlegel verheiratet. Bis zu ihrer Scheidung (1798) Gattin des Bankiers Simon Veit.

wähnen. Du scheinst, durch ungewählte Ausdrücke meines Briefes veranlaßt, als gewiß vorauszusetzen, daß Fouqué (den ich nicht anders als innig verehren kann) das Buch herausgeben will. Die Sache verhält sich aber eigentlich folgendermaßen: Veit, welcher seit dem Waffenstillstande bei Fouqués *Détachement* stand, hatte demselben soviel von meinem *Roman* vorgespochen, daß er (Fouqué) mir durch Veit sagen ließ, ich möchte den *Roman* nach beendigtem Kriege nur ihm nach Nennhausen⁴³ zuschicken, wo er versuchen wolle, einen Verleger dafür zu finden. Ich versprach es ihm. Da aber dieses Buch noch vor Ausbruch des Krieges vollendet und für jene Zeit berechnet war, damals aber kein Buchhändler, wegen dem politischen Zustande Deutschlands, den Druck wagen wollte, so ist inzwischen der eigentliche Zeitpunkt eines allgemeinen Interesses für den *Roman* offenbar verstrichen. Sollte er indes als Erinnerung jener seltsamen Vorzeit der Befreiung, und in poetischer Hinsicht überhaupt noch eines öffentlichen Anteils fähig sein, und Fouqué einen Verleger dafür wünschen und finden, so sollte es mich recht freuen. Ich bitte Dich daher, das Manuskript, sobald Du es gelesen, nebst dem beiliegenden Briefe gütigst an Fouqué zu überschicken. Du erhältst auch hiermit einige meiner neuesten Gedichte, zum Beweise, daß auch ich kein *Nein* in der Liebe kenne. Es gehört Dir ja alles gern an, was ich besitze. Aber ich schreibe wirklich gegenwärtig fast gar keine einzelnen Gedichte. Solltest Du indes eines oder das andere davon für Deinen *Alm*: brauchen können, so wird es mir eine große herzliche Freude machen. Und nun endlich genug von mir und zur Beantwortung Deines schönen, seelen- und liebevollen Briefes. – Erlaube es mir zu sagen: es ist mir, als wärest Du, unermüdlicher Pilger,⁴⁴ nach vielen und langen Irrfahrten in der Fremde, zu der alten, ursprünglichen Heimat des Gemüts ernster, männlicher und würdiger zurückgekehrt. Wie unbeschreiblich ich mich daher auf Deine neuesten Erzeugnisse, Deine Worte über das Deutschland der Staël und besonders religiöse Schriften, deren Du erwähnest, freue, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Wäre ich doch recht bald so glücklich, etwas davon zu Gesicht zu bekommen! Tief erschüttert hat mich Dein Abschied von *Strauss*, so wie Deine Zusammenkunft mit *Werner* – dem Priester.⁴⁵ Unendlich

⁴³ Das Gut Nennhausen bei Rathenow war Eigentum von Fouqués zweiter Frau, Karoline, geb. von Briest.

⁴⁴ „Pilger“ ist einer der Decknamen für Loeben aus der Heidelberger Zeit. Er erscheint schon in einem der ältesten uns erhaltenen Gedichte.

⁴⁵ Zacharias Werner wurde am 16. Juli 1814 in Aschaffenburg zum Priester geweiht, nachdem er sich 1810 in Rom zur katholischen Kirche bekannt hatte. Da Loeben von Ende Mai bis 1. Juli 1814 in Heidelberg verweilte und von Mainz aus den Rhein herunter nach Köln fuhr (s. Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben. *Sein Leben und seine Werke*. Berlin 1905), ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er auf der Fahrt nach Mainz in Aschaffenburg kurzen

Aufenthalt nahm. Der Besuch bei *Werner*, von dem Loeben in seinem Briefe vom 22. August spricht, (s. Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe XIII S. 56) kann somit nur in den ers-

erfreut hast Du mich mit der Nachricht von unserem lieben Philipp. Es ist die erste und einzige Nachricht, die ich seit meiner Trennung von ihm habe. Denn von Wien aus, auch von Adam Müller höre ich nicht das geringste. Du versprachst mir mehr aus dem Briefe von Dorothea an Dich mitzuteilen. Ich bitte Dich, tue es das nächstmal. Gott sei Dank! unser Wilhelm lebt auch. Ich habe mehrere verspätete Briefe an Einem Tage von ihm erhalten. Er hat noch in der letzten Zeit eine Courierreise von Trient nach Paris gemacht, wo er sich 12 Tage aufhielt. Er ist nun beim Kreisamte zu Lientz (in welsch Tirol) angestellt. „Schreibe unserem Loeben“, schreibt er, „daß ich seiner mit großer Liebe gedenke, und daß ich ihm Gedichte schicken würde, sobald ich Zeit finde, die Muse zu begrüßen. Er soll indes mit einem armen Kanzleiwurm nicht zu hart ins Gericht gehen.“ – Ich selbst habe meinen Abschied schon längst gefordert. Aber kein preuß: Officier erhält denselben vor der Hand. Ich bin daher noch auf Urlaub in Lubowitz u. weiß nicht, was noch aus mir werden soll. Mein Regiment steht zu Neisse in Schlesien. – Innigst gerührt hat mich die liebevolle Art, wie Du von der getäuschten Erwartung, mich bei Dir zu sehen, sprichst. Ich werde diese bittere Täuschung niemals verschmerzen. Wie kindlich freute ich mich, Dich, Deine verehrungswürdige Mutter und alle die lieben Deinigen zu begrüßen. Doch ich halte wie Du, fest an dem Glauben, daß diese meine Sehnsucht noch in Erfüllung geht. Auf ein volles, freudiges Wiedersehen denn, mein guter, treuer, geliebter Freund!

Ewig der Deinige
Florens.

Ich bitte sehr, schreibe mir bald wieder.

Roman, Titel u. Zueignung ist wörtlich geblieben, wie es niedergeschrieben war.

Berlin, letzte Straße Nro: 14 d: 25t. December 1814.

Mein innigst geliebter Freund! mit welchem Angesicht soll ich vor Dir erscheinen, daß ich Dir für so große Liebe und Freude, welche mir Deine Briefe gegeben, alle Erwiderung so lange vorenthalten? Zanke nur meine abscheuliche Faulheit im Brief-

ten Julitagen stattgefunden haben. Werner wohnte damals bei Windischmann. Ob Loeben, und mit ihm die Brüder Eichendorff, Windischmann, der in Heidelberg mit Görres, Creuzer und Voß regen Verkehr unterhielt, bereits 1808 in Heidelberg kennen gelernt hatten, bleibt dahingestellt. Über Werners Beziehungen zu Windischmann s. Adolf Dyroff: „*Carl Jos. Windischmann (1775 bis 1839) und sein Kreis*“. Köln 1916.

schreiben recht weidlich aus, denn ich verdiene es ganz und gar, aber an die Wachsamkeit meines Herzens kannst und sollst Du beständig glauben, das Deine Liebe unaufhörlich mit gleicher Liebe umfaßt, versteht und treu erwidert. Erklärlicher, wenn auch nicht entschuldigt, wird mein langes Schweigen, wenn ich Dir sage, daß ich inzwischen meinen ganzen äußeren Lebenslauf verändert und mich nach Berlin begeben habe, wo ich mich nun seit einigen Tagen befinde. Ich bin nämlich gesonnen, die Ansprüche, die ich mir durch meine freiwillige Jägerschaft nach den neuesten Gesetzen hier im Preußischen erworben, zu benutzen, und mich bei der Regierung in Potsdam anstellen zu lassen.⁴⁶ Noch kann ich Dir in diesem Augenblicke nichts Näheres und Gewisses darüber schreiben. Welchen Kampf es mir gekostet, mich von meinem lieben Oesterreich zu trennen, kannst Du Dir vorstellen. Aber – Verstand regiert die Welt.

Der Beifall, den mein Roman bei Dir gefunden, hat mich hochehrent und gerührt zugleich.⁴⁷ Es ist ja das einzige Glück eines Dichters, die Gunst der wenigen zu erringen, an die er beim Dichten eigentlich gedacht. Mit der Menge ist es doch nichts. Aufrichtig bewundert habe ich Dich in Deiner ausführlichen Beurteilung meines Buches, die Tiefe, mit der Du alles Gemütliche darin aufgefaßt, den glücklichen Scharfsinn, mit dem Du alle Ähnlichkeiten mit anderen Werken, Reminiszenzen und Wechselbeziehungen beleuchtest, die redliche freudige Anerkennung endlich des Lächerlichen, Lustigen und Kecken, und ich muß gestehen, daß mir selber bei Lesung Deines Briefes gar manches in meinem Romane erst klar wurde. Das Goethische Geheimnisvolle und die übergroße Menge von Überraschungen, rätselhaften Gestalten, kleinen Curiosaeten etc: in dem Buche ist allerdings lästig und gar nicht zu leugnen, doch wer kann sich, zumal beim ersten Werke, der ganzen, neuen Welt von Erscheinungen immer besonnen genug erwehren? Die Aftermignon⁴⁸ wünschte auch ich nun ganz weg, wenn das noch angehe. Die Liebschaft des Prinzen mit dem Bürgermädchen wäre vielleicht, sophistisch genug, dadurch zu retten, daß das ganze Leben des Prinzen im Grunde eine bloße Nachahmung des Erdichteten und Gelesenen sein soll. Überhaupt gibt es der Erinnerungen und Anklänge in dem Buche gar viele, aber ich tröste mich damit, daß ich das Gegebene in mich aufgenommen habe. Am Ende ist ja die ganze Welt um uns her ein Gemeingut,

⁴⁶ Im März 1815 wurde Eichendorff im Kriegsministerium als Expedient angestellt. Am 24. Dezember 1816 erfolgte seine Ernennung zum Referendar bei der Regierung in Breslau.

⁴⁷ Vergl. den Brief Loebens vom 20. Oktober 1814. Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe, Bd. 13, S. 58–66.

⁴⁸ Die für die damaligen Romane fast unentbehrliche Mignonfigur (Erwin) in Eichendorffs Dichterwerk erinnert in der ganzen Gestaltung, sowie in einzelnen Zügen an Goethes rührende Mädchengestalt in „*Wilhelm Meisten Lehrjahre*“.

und es kommt nur darauf an, wie ich sie betrachte. Sehr erfreut hat es mich, daß auch Du meine Lieblingsgestalten, als die Familie v.A.,⁴⁹ Viktor⁵⁰ und die Gräfin Romana besonders heraushebst. Letztere ist keinem mir bewußten Originale aus der wirklichen Welt nachgezeichnet, wie Du glaubtest. Für Dein inniges Verständnis des Komischen und aller Persiflagen endlich danke ich Dir aufs allerherzlichste. So allein wollt' ich sie genommen und durchdrungen wissen. Du hast in dem Dithyrambisten unseren Strauss erkannt, und Du hast Recht, aber, ich lasse es mir nicht nehmen, ich habe auch Recht, oder hatte es doch damals. Unverkennbar allgemeiner ist der Schmachkende gehalten, und wenn ich dabei bisweilen wirklich an Dich, wie Du damals schienst, dachte (verzeihe es mir, lieber guter Freund! denn ich will es nicht leugnen:), so habe ich doch eben so oft mich selber gemeint, wie schon die schmach tenden Probegedichte beweisen, die ich selbst in jener Periode gemacht habe.⁵¹ Du hast ganz Recht, daß Du die zueignenden Stenzen für zu unzulänglich hältst. Ich habe daher Deinen Rat befolgt, und statt derselben ein Vorwort über die Zeit der Entstehung des Romans etc. aufgesetzt.

Von Fouqué habe ich nun auch einen Brief erhalten. Er gibt zwar den Roman nicht heraus, weil er soeben erst ein Buch von Chamisso herausgegeben, unterhandelt aber für mich mit einem Verleger. Sein Brief hat mir auch viele Freude gemacht, und ich kann mich nicht enthalten, Dir einige, mein Buch betreffende Stellen daraus mitzuteilen: „Ich wollte, so schreibt er, Ihr Werk erst ganz und gründlich und ohne mich dabei zu treiben, durchlesen, wie man in freiem Behagen, langsam u. oftmals sich umschauend, durch einen schönen Garten geht. Das habe ich denn zu meiner großen Lust getan und darf Ihnen meinen freudigsten Glückwunsch entgegenrufen zu dem Blütenreiche, das Ihre Zitherklänge ans Licht gerufen haben. Leben, Tiefe, Kraft, Wahrheit und frommer Sinn offenbaren sich herrlich in den glühenden Bildern Ihrer Phantasie. Es hat mich lange nicht ein neueres Werk so lebhaft ergötzt und so tief ergriffen zugleich. Auch über die Notwendigkeit gerade dieses Schlusses, ohne bestimmtere Aussicht auf die seitdem erfolgte Weltbefreiung bin ich vollkommen einig mit Ihnen, denn nur so steht die Erscheinung in sich vollendet u. eigentümlich da: ein ernstes, erhaben warnendes Denkmal der schuldgedrückten Vergangenheit. – Erklären Sie sich doch,

⁴⁹ Die Schilderung des Lebens und Treibens auf dem Schlosse des Herrn v. A. beruht auf Lubowitzer Erinnerungen. Eichendorff hat hier seine Eltern in dichterischer Verarbeitung dargestellt.

⁵⁰ In Viktor glaubte Loeben Züge von Wilhelm, dem Bruder des Dichters, und Brentano zu erkennen. Nach Eichendorffs eigener Angabe hat er hier dem Lubowitzer Kaplan, Paul Ciupke, ein Denkmal gesetzt.

⁵¹ Eichendorff beruft sich hier auf zwei in „*Abnung und Gegenwart*“ (Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe, Bd. 3, S. 144/45) gedruckte Jugendgedichte (Assonanzenlied und Sonett).

ob Sie sich auf dem Titelblatte statt Florens nicht lieber Jos: Frh: v. Eichendorf (!) nennen wollen. Ich wünsche sehr das Letztere. Der Mündigkeit u. Kraft Ihrer Poesie scheint mir das angemessener.“ – Ich habe in diesem Stücke seinem Wunsche nachgegeben, da ich ihm weiter keine besonderen Gründe entgegenzusetzen wußte. Von seiner Frau **Caroline** war ein kleines Briefchen an mich über meinen Roman beigefügt, welches Dir abzuschreiben, mir aber die Bescheidenheit verbietet.⁵²

Für die Mitteilung Deines Buches über Fr: v. **Staël** und der Gedichte von **Helmina**⁵³ nimm meinen innigsten Dank. Ich habe das Werk mit Aufmerksamkeit und großer Freude gelesen. Es ist groß gedacht und kräftig ausgesprochen, und verdient die Teilnahme und den Beifall in hohem Grade, den es wirklich hat. Dir ausführlicher alles zu sagen, was mich darin entzückt hat, verbietet mir heut die Zeit. Nimm also vorläufig nur meinen herzlichsten Dank für diese echtdeutschen Worte. Sehr zauberisch finde ich die Lieder von **Helmina**, die hiermit mit Dank zurück erfolgen, und ich wünsche Dir Glück zu dieser höchstinteressanten Bekanntschaft. Sehr geehrt und gefreut hat mich Deine Einladung zur Mitarbeit an Deinem **Almanach**. Um desto unangenehmer ist es mir, daß ich in diesem Augenblick durchaus keine größere Poesie vorrätig habe, wie Du sie wünschtest. Wolltest Du aber vielleicht einige von meinen in Händen habenden Liedern drucken lassen, so bitte ich nun auch meinen wirklichen Namen darunter zu setzen. Von **Wilhelm** habe ich seit dem 31.t August nicht die geringste Nachricht. Meinen lieben **Veit**, der Dich herzlich begrüßt, habe ich noch hier getroffen. Und nun, mein liebster Freund, zum neuen Jahre Gottes besten Segen, freudiges Ringen und Gelingen und treue Brüderschaft von

Deinem Eichendorf. (!)

Mit herzlicher Freude, mein ältester und treuester Gefährte und Freund, habe ich Deinen Liebes-Gruß aus Dresden vom 23t. **Februar** erhalten und danke Dir wahrhaft gerührt für diese Freude. Es war mir, als wenn man in diesen wunderbaren Vorfrühlingstagen unverhofft wieder die erste Lerche hört und freudig erschrocken in die lauen Lüfte hinaufblickt und lange still steht und sinnt und sinnt; denn eine Welt halbvergessener, geliebter Bilder geht durch die altbekannten langvermißten Klänge. So unge-

⁵² Vergl. Brief Fouqués vom 26. September 1814, Hist.-krit. Eichendorff-Ausgabe, Bd. 13, S. 68/69.

⁵³ **Helmine v. Chezy** (1783–1856), Enkelin der Dichterin **Anna Luise Karsch**, Mitarbeiterin am „*Freimütigen*“ und „*Gesellschafter*“, Herausgeberin der „*Aurikeln*“. Einige ihrer Lieder wurden vertont und volkstümlich („*Ach, wie ist's möglich dann*“, „*Im Grün erwacht der frische Mut*“.)

fähr kam mir Dein schönes **Sonett**. Und wenn sich denn nun alles in lieblichen Tagen in Liebe regt und einigt, so wollen wir Beide allein nicht träge dahinter bleiben. Schüttle Deinen Groll von den gesunden Gliedern (denn ich muß beinahe vermuten, daß Du mir zürnest) oder kannst Du das nicht, so wirf mir vor, was Du gegen mich hast und ich werde mein Recht verfechten und mich nicht schämen mein Unrecht in Demut zu gestehen, aber Eins müssen wir wieder sein, mein lieber Bruder!

Ein fröhlich sinniges Kind (geb: von Larisch) meine Landsmännin in aller Bedeutung und geistreiche Genossin meiner schönsten Erinnerungen an Jugend und Heimat, ist meine Frau⁵⁴ und empfiehlt sich Dir bestens. Erst vor Kurzem sah ich sie wieder, da ich auch den letzten Feldzug mitgemacht und mich bis Januar d. J. in Frankreich (Compiègne, Noyon ec.) herumgetrieben habe. Im Monat April o. Mai werde ich wahrscheinlich nach Breslau gehen, um dort in die Regierung einzutreten. Doch bleibt meine Adresse vor der Hand noch immer die bewußte, nämlich Lubowitz bei Ratibor ec. Gedichtet habe ich neuerdings gar nicht, aber in mir gebildet mancherlei, das vielleicht so bald Gott wieder einmal Zeit und Lust schenkt, aufgeschrieben wird.

Und nun, mein lieber guter Freund, wie unendlich viel haben wir einander zu fragen und zu sagen. Ich bitte Dich also herzlich, schreibe recht bald und vergiß nie Deinen Dir ewig treuen Bruder.

Pogrzebin,⁵⁵ d: 20. Maerz 1816

Jos: Br. Eichendorff.

⁵⁴ Die Vermählung hatte am 14. April 1815 in Breslau stattgefunden

⁵⁵ Das eine Meile südöstlich von Ratibor gelegene Rittergut Pogrzebin war bis zum Jahre 1829 Eigentum der Eltern von Eichendorffs Gattin.

Drei Gedichte Otto Heinrich's Graf von Loeben

Die von Eichendorff in seinem Briefe vom 27. Dezember 1812 besprochenen Gedichte werden nachstehend zur Kennzeichnung der Loebenschen Dichtweise und der damaligen Geschmacksrichtung Eichendorffs nach den im Nachlasse des Dichters befindlichen Urschriften mitgeteilt. Raimund Pissin, Loebens Biograph, hat die hier veröffentlichten Dichtungen anscheinend nicht gekannt.

Volklied.

Ich kann lustig singen,
Ich kann traurig klingen,
Mädchen und Knaben hold,
Saget nur, wie ihr es wollt.

„Singet von Küssen und Herzen!
Hell wie die lieblichen Kerzen!
Siehst nicht die Braut im Kranz?
Spiele zum lustigen Tanz!“

Und er spielte munter
Alle Töne herunter,
Bis auf den letzten Klang,
Da ihm die Saite zersprang.

„Ich kann lustig singen,
Ich kann traurig klingen,
Mädchen und Knaben hold,
Saget nur, wie ihr es wollt!“

Siehst du die hohen Lichter,
die verblaßten Gesichter,
Braut im Flitterkranz?
Spiele zum Totentanz!

Und er spielte wieder
Alle Töne nieder,
Bis zum letzten Schlag,
Da ihm die Harfe zerbrach.

„Braut ist im Kranze begraben,
Eine neue Braut wir haben,
Spiel' uns was Schnurriges auf,
Bräut'gam ist oben drauf!“

Mit der Lieb' erschein' ich,
Mit der Treue wein' ich,
Vor Untreu entflieh' ich,
Anders Land durchzieh' ich.

Lied des Waldbruders.

Alles schweigt so stille,
Schläft schon jeder Baum,
Um den weiten Raum
Eine Wiegenhülle,
Kleine Sterne, ferne, ferne,
Fragen: was willst so allein?

O ihr kleinen Sterne,
Weil nun alles ruht,
Was mir wehe tut,
Will ich einzig gerne,
Nur mein Lieben wach geblieben,
Hegen meines Lichtleins Schein.

Waldlust. Nach dem Reisebuch.

Fernab im grünen Wald
Das Jagdhorn schallt,
Das Horn erschallt im lieben Wald,
Und auch ein Pilger wallt
Ohn' Aufenthalt
Wohl durch den lieben grünen Wald.

Wohl süß im grünen Wald
Das Jagdhorn schallt,
Mit möcht' ich durch den lieben Wald
Wie dort der Pilger wallt
Ohn' Aufenthalt
Wohl durch den lieben grünen Wald.

Das Horn im grünen Wald
Süß lockt und schallt,
Macht schön den Wirt im freien Wald,
Des Pilgers Ohr umwallt:
„Ohn' Aufenthalt
Kommst nimmer durch den grünen Wald!“

Fernab im grünen Wald
Das Horn erschallt,
Bin mitgezogen durch den Wald,
Zum Sängers-Aufenthalt
Bin ich gewallt,
Für immer in den grünen Wald.

Isidorus.

Ein Dichter unserer Zeit

Von Heinrich Zerkaulen

„Faß das Steuer, laß das Zagen! Aufgerollt hat Gottes Hand diese Wogen zum Befahren, und die Sterne, dich zu wahren!“

Der dieses schrieb in seinem Buche „*Dichter und ihre Gesellen*“, hat längst Heimatrecht in Deutschland. Mehr noch, er ist zu einem Stück Deutschland selbst geworden. Wie Beethoven es wurde, wie Richard Wagner, Hans Sachs, Bismarck, wie viele andere. Jeder verschieden in seiner Art, jeder ein Ausschnitt deutscher Seelenkultur.

Eichendorff aber, das ist der grüne Wald, das ist Heimweh zur Liebsten, das ist Wandern mit Laute und Stecken, das ist ein Lied auf Gottes Sternenhimmel gedichtet, das ist ein Winken vom höchsten Berg in der Runde, und das Waldhorn bläst die Melodie dazu: Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

„Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge, wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wär es durchs offene Fenster im Träume, keinen Dichter noch ließ seine Heimat los ... Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“ Also spricht der Dichter selbst in diesem Roman seiner Heimat am weißen Schlosse Lubowitz in Schlesien, wo er am 10. März 1788 geboren wurde.

Ein Paradies war seine Jugend. Nicht nur äußerlich. Die Eichendorff, altem katholischem Adel entstammend, waren Herren ausgedehnter Güter. Alle Musen des Parnasses knieten an seiner Wiege. Tanzen, Fechten, Reiten, so fing das Leben an. Theater wurde gespielt, es gab glanzvolle Feste mit Feuerwerk am Schluß. Herrliche Ausfahrten in der offenen Kutsche wurden unternommen in Gottes schöne Welt hinein. Auch ein anderer an seiner Stelle wäre zum Dichter geworden!

In Breslau besuchte Joseph von Eichendorff mit seinem Bruder Wilhelm das mit dem Gymnasium verbundene St. Josephskonvikt. Mit siebzehn Jahren ging es dann auf die Universität nach Halle, mitten in die Romantik hinein.

Auch hier gab es unvergeßliche Ausflüge, auch hier, im benachbarten Lauchstädt, waren die Musen immer auf Gastspielreisen. Der Theaterdirektor Goethe und sein Freund

Schiller gingen dazumalen leibhaftig noch durch die Gassen und der Giebichenstein winkte wie eine Fahne ins Land hinein.

Aber in all diese Freude brach jäh der Umsturz, die preußische Armee wurde von Napoleon bei Jena geschlagen, Halle hatte aufgehört Universitätsstadt zu sein.

Da lockte Heidelberg! Hier lebten Arnim und Brentano, hier fand Eichendorff den schwärmerischen Freund seiner Jugend, den Grafen Otto Heinrich von Loeben. Und er bekennt: „Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versanken, und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fackeln die Stadt, den Neckar und die darauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen.“

Hier reift der Dichter in ihm, der Sänger der Romantik. Und Eichendorff wird zur lebendigen Praxis auf die papierne Theorie. Ein Eigener steht er da, inmitten der Goetheanbeter. Nicht, als ob er ihn weniger liebte, aber er sagte doch:

„Auf das Wohlsein der Poeten,
die nicht schillern und nicht goethen,
durch die Welt in Lust und Nöten
segeln frisch auf eigenen Böten!“

Das Weltbild in ihm rundet sich, Brennpunkt bleibt die Religion, „wie der goldne, alles durchdringende Äther.“ So wächst seine Dichtung auf, die, wie selten sonst, eine reine Harmonie bildet zwischen Künstler und Mensch. Er hat eine Braut, ihm winkt die feste Anstellung im österreichischen Staatsdienst und doch wird er Soldat im Lützowschen Freikorps, da die Befreiungskriege auflodern:

„Wer in der Not nichts mag, als Lauten rühren,
dess' Hand dereinst wächst mahrend aus dem Grabe.“

Wir besitzen eine Briefstelle, die den Eichendorff jener Zeit ganz so schildert, wie wir ihn uns nach seinem Handeln, nach seiner Auffassung von Welt und Kunst unwillkürlich vorstellen: Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung ruht das zuversichtliche, fast kecke Haupt, nach damaliger Sitte von reichen, glänzend braunen Locken umwallt. Aus den belebten Zügen spricht Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit. Aus den tiefblauen feurigen Augen zugleich ein herzliches Wohlwollen.

Der äußere Lebensweg des Dichters ist der gerade Weg eines rechten Mannes, der

[Abb.: Handzeichnung von August Corrodi „Waldeinsamkeit“ –
Geschenk Corrodiss an Eichendorff i.J. 1854]

seine Arbeit im bürgerlichen Sinne einschätzt, dessen Kunst zugleich köstliches Ausruhen bedeutet. Läßt er doch den Dichter Lothario ganz klar aussprechen: „Profession vom Dichten machen, das ist lächerlich, als wenn einer beständig verliebt sein wollte, und noch obendrein auf öffentlicher Straße.“

Nachdem er seine Braut, die liebreizende Luise von Larisch heimgeführt, widmete er sich dem Staatsdienste, wird in Breslau Referendar und übernimmt 1820 die Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrates beim Oberpräsidium und Konsistorium der Provinz Westpreußen und den Regierungen Danzig und Marienwerder. Aufenthalte in Berlin und Wien liegen dazwischen, Verkehr mit den berühmtesten und ausgezeichnetsten Zeitgenossen begleiten diese Stationen. Adam Müller, Friedrich Karl von Savigny, der Maler Philipp Veit, Schlegels Stiefsohn, Dorothea Schlegel, der Oberpräsident und Staatsminister Heinrich Theodor von Schön treten in sein Leben. Zwischen dichterischen Arbeiten – in Danzig der unvergeßliche „*Taugenichts*“ vor allem – liegen die vollendeten Abhandlungen von der Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg, vom deutschen Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts, vom Studentenleben in Halle und Heidelberg.

Die erste geschlossene Sammlung seiner Gedichte erschien 1837 in Berlin. Dorthin, als Rat im Kultusministerium hatte ihn 1832 sein Weg wieder zurückgeführt. 1841 wurde er zum Geheimen Rat ernannt und schied dann 3 Jahre später vom Staatsdienste aus. Wiederum trat eine Geisteszufuhr des damaligen Berlin in sein Schaffen. Er kam in das Mendelssohnsche Haus, lernte Felix kennen, den Kunsthistoriker Franz Kugler, bei dessen erstem Kinde, der nachmaligen Gattin Paul Heyses, er Pate wurde. Reisen nach München, Wien folgen, er arbeitet wieder in Berlin fünf Jahre lang ganz seiner Kunst und am 26. November 1857 stirbt der Dichter in Neisse bei der Familie seiner Tochter.

Deutschland betrauerte seinen größten Liedersänger!

„Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
um schnöden Sold der Eitelkeit:

Zerschlag' mein Saitenspiel und schauernd

Schweig' ich vor dir in Ewigkeit!“ –

Aus dem Jahre 1833 gibt es eine Briefstelle Eichendorffs, in der dem Freunde Schön zum ersten Male über den Roman „*Dichter und ihre Gesellen*“ berichtet wird: „Was meine Poesie betrifft, so schreibe ich jetzt an einem größeren Roman, der die verschiedenen Richtungen des Dichterlebens darstellen soll.“

Goethes „*Wilhelm Meister*“ hatte Schule gemacht. Schon einmal war Eichendorff dem hohen Vorbild gefolgt in „*Ahnung und Gegenwart*“. Jetzt aber tritt die Verherrlichung des Schauspielerstandes hinzu, die verschiedenen Auffassungen des Dichterberufes spiegeln sich in den handelnden Personen wider, aber der Rahmen wird noch weiter gespannt. Kunst, Religion, Freundschaft, Liebe, sogar Politik treffen sich zu wiederholten Aussprachen. Und manchmal, so wenn Eichendorff redet von der Zeit, die „Prügel haben muß“, dann horchen wir unwillkürlich auf.

Ist es nicht ein Wort aus unseren Tagen, wenn wir staunend vernehmen, wie da etwa der Amtmann zu Fortunat spricht: „Unsere ganze Zeit jetzt ist gerade wie ein verrücktes Frühlingswetter, die Schwüle brütet und treibt alles vorzeitig hervor, und ich fürchte, es schießt mehr ins Kraut, als in die Blüte. Unsere Jungens wissen schon jetzt mehr, als wir jemals erfahren haben, und recken und sehnen sich aus allen Gelenken heraus, während wir in unserer lustigen und gesunden Jugendzeit ohne besondere Sehnsucht hinreichend dumme Streiche machten ... Man möchte sich gern bequem, fröhlich und auf die Dauer einrichten, wie in der guten, alten Zeit, aber der ferne Donner verkündet überall den unheimlichen Ernst, und so sitzen wir verwirrt, ungewiß und in banger Erwartung vor dem dunklen Vorhange, hinter dem fortwährend Gott weiß was unruhig und feurig zuckt.“ –

Aber Frühling lacht aus diesem Buche, wie dennoch auch aus unseren Tagen. Wehmut über die fortschreitenden Gesellen überkommt den Dichter. Aber in tiefstem Herzen weiß die Sehnsucht: sie kommen wieder!

So nehmen denn auch wir keinen Abschied von dem Dichter, den Deutschland heute mehr denn je gebraucht. Wir wollen ihn grüßen, wie Herbert Eulenberg es einst tat, in der Gewißheit, daß unsere Liebe zu ihm nie erkalten wird:

Und springt mein Herz, ein Ringlein, einst entzwei,
so klingt es noch in seiner Melodei:
o schöner deutscher Wald, o blaue Blume!
wer sang wohl süßer je zu deinem Ruhme!

Die Memoirenfragmente Joseph’s von Eichendorff Texte und Untersuchungen¹

Von Hubert Pöhlein

Wenn ein Ring sich schließt, dann müssen Anfang und Ende sich berühren. Deshalb muß am Ende eines reichen Lebens der Anfang in mancherlei Beziehung erneut aufleben, das Alter sich der Jugendzeit erinnern.

Die Lebensgeschichte des alternden Dichters Eichendorff bestätigt dies; er hat wohl niemals im Leben die Eindrücke seiner Jugendzeit aus dem Gedächtnis verloren. Sie durchziehen sein ganzes Denken – vor allem das schöpferische und können deshalb auch dem Geiste nach in seinen sämtlichen Werken wiedergefunden werden. Aber gegen Ende seines Lebens werden die Ereignisse jener Tage ganz besonders lebendig. Er sagt von sich selbst: „Das Alter fühlt das Bedürfnis einer Überschau des vergangenen Lebens – Abendrot –“.² Diese betrachtende, abwägende Überschau sollte in seinen Memoiren angestellt werden, in denen dann auch alle Jugenderinnerungen aufgezeichnet würden. Seine eigene Vorahnung („ehe ich diese Memoiren vollende, sterbe ich“) erfüllte sich.³ Uns sind deshalb nur verschiedene Fragmente, Entwürfe, Skizzen überliefert, die alle Teile eines großen, einheitlichen Ganzen darstellen.

¹ Die Arbeit beruft sich auf verschiedene Druckwerke und Handschriften: H. A. Krüger, *Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik*. Oppeln 1898. – H. Brandenburg, *Joseph von Eichendorff. Sein Leben und sein Werk*. München 1922, Oskar Beck. – Hermann von Eichendorff, *Joseph Freiherr von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften*, 3. Aufl., neubearbeitet von Karl Freiherr von Eichendorff und Wilhelm Kosch. Leipzig, Amelang. – Wilhelm Kosch und August Sauer, *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff*. Hist.-krit. Ausgabe, 24 Bde., Regensburg, Habel. – Alphons Nowack, *Lubonitzer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs*. 1907, Groß-Strehlitz. Handschriften wurden mir in lebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt von Freiherrn Carl v. Eichendorff – (ein älterer Entwurf aus dem Jahre 1839 und ein jüngerer [korr. aus: „eine jüngerer“] aus späterer Zeit „Eichendorff-Entwurf“): Von Herrn Professor Alphons Nowack–Breslau. („Nowack-Entwurf“). Von der Preußischen Staatsbibliothek: Eichendorff-Nachlaß. All diesen Herren, vor allem Freiherrn v. Eichendorff bin ich für Anregung und Förderung zu außerordentlichem Dank verpflichtet.

² H.K. Wegener, *Eichendorffs Werke in VI Bänden*, Leipzig, VI/239; Eichendorff-Nachlaß; fol. 100.

³ Der Dichter starb am 26. November 1857 bei seiner Tochter Therese von Besserer-Dahlfingen in Neisse. Über letzte Krankheit und Tod die zwei Berichte seiner Tochter und ihres Gatten in: *Eichendorff-Kalender 1914/73* ff.

Die verschiedenen Bruchstücke sollen im folgenden zusammengestellt und gegenseitig verglichen, die Zusammenhänge untereinander und zu anderen Werken des Dichters aufgesucht werden, um möglicherweise ein geschlossenes Bild des Planes zu gewinnen.

Die Memoirenfragmente sind in der ganzen Eichendorff-Literatur zerstreut, und werden bald dem Texte nach angeführt, bald inhaltlich in die Biographien aufgenommen.⁴ Als Kern und zugleich allgemeiner Plan dieser Selbstbiographie müssen zwei Entwürfe gelten, die zum Teil in der Literatur⁵ unter dem Titel: „*Bilderbuch aus meiner Jugend*“ Eingang gefunden haben.

Der eine Entwurf befindet sich jetzt im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff, der andere im Besitz des Breslauer Archivdirektors Alphons Nowack. Sie lauten in der ersten, ursprünglichen Form:

Eichendorff-Entwurf:

Idyll von Alt-Lubowitz und meiner Kindheit in ungerheimten Jamben.

Beschreibung des Lubowitzer Gartens

und der Aussicht auf die Oder, die Wälder, Ratibor, und die blauen Berge.

Frühlingssehnsucht: Wenn der Schnee tröpfelt vom Dache, drinn die Spieluhr spielt, die Oder ausgetreten, Schneeglöckchen.

Sommerschwüle am Lusthause (die Goldammer), der alte Pfarrer⁷ geht in den hohen Getreidefeldern spazieren, der Zeitungsbote kommt aus Ratibor. – – –

Nowack-Entwurf:

Bilderbuch aus meiner Jugend.

(In gereimten Versen.)

Das uralte Lubowitz⁶ Lage des Schlosses und Gartens. Hasengarten. Tafelzimmer mit Spieluhr. Allee. Buxbaumgänge.

Kaiserkronen, Nelken. Aussicht über die Oder nach den blauen Karpathen und in die dunklen Wälder links. Damalige Zeit und Stilleben. Wie der Papa im Garten ruhig spazieren geht und mit keinem König tauschen möchte.

Erwarten den Postboten am Lusthause, während draußen in Frankreich die Revolution schon ihre Tour beginnt. – – – Bloß Beschreibung des Gartens, Lust-

⁴ Vgl. zahlreiche Stellen aus Eichendorff-Kosch und *Brandenburg*.

⁵ *Brandenburg*/13; 493; Hilda Schulhof, *Die Idylle von Lubowitz*, Eichendorff-Sonderheft des *Oberschlesier* 1925/342 ff.

⁶ Über Schloß und Garten vgl. Anm. 42, 45, auch 46.

⁷ Johann Mocygamba, Erzpriester in Seibersdorf, seit November 1788 Pfarrer in Lubowitz, starb am 17. Mai 1811. (HKA XI/326). Sein Helfer in der Seelsorge war der Kaplan Paul Ciupke, geb. 1771 in Schönwald, gestorben zu Ostrog bei Ratibor am 10. April 1855. Von 1797 bis Oktober 1810 in Lubowitz. Seine Charakteristik bei Nowack, *Tagebuchblätter*, S. 100, ferner die Anmerkungen zur Tagebuchausgabe HKA XI/318.

Herbst: Die Vögel kommen in den Garten, Meise-Kästchen und Vogelherd usw.

Der alte Daniel.¹¹

Winter: St. Nikolaus,¹² in der Weihnachts-Mitternacht in der Kirche, heimlich-warmes Tafelzimmer, die Kanarienvögel Schmetterten usw. usw.

Tost:

In dies alles einen epischen Geschichtsfaden hineinbringen.

hauses, Blumen, Allee, Aussicht. Wie der Papa in den Gängen lustwandelt, der Postbote erwartet wird, während in der schwülen Ferne Gewitter aufsteigen und ich im hohen Grase liege als wie in einem hohen Walde, kurz, die gute alte Zeit. Der Knabe war ich, die Lustwandelnden meine Eltern und Schloß und Garten: Lubowitz, wie ich geboren.

Ich mit Wilhelm⁸ von Campe⁹ zu Claudius,¹⁰ bringe ihm Grüße von Overbeck. Irgend ein idyllisches Faktum.

II. Tost:

Wie ich vor Tagesanbruch aufstehe, den gestürzten Himmel staunend durchsuche, denn es geht nach Tost. Karawane: Alte Karosse mit vier Rappen.¹³ Beschreibung

⁸ Wilhelm, Freiherr von Eichendorff, der ältere Bruder des Dichters. Geb. am 14. September 1786. Er stand in österreichischen Staatsdiensten und war schließlich Kreishauptmann von Trient.

⁹ In „*Abnung und Gegenwart*“ erzählt Eichendorff, wie sein Hofmeister ihm die geliebten Geschichten wegnimmt, und dafür Campes Kinderbibliothek an die Hand gibt. Hierauf bezieht sich auch die Stelle: Wer wäre nicht einst auch Robinson gewesen... (vgl. „*Abnung und Gegenwart*“, HKA/III, S. 54).

¹⁰ Über Claudius vgl. das Tagebuch unter 21. September 1805, wo er auf der Reise sich in Wandsbeck an den Dichter Claudius erinnert. (HKA XI/128; Krüger S. 22).

¹¹ Daniel Nickel, ein alter Diener des Vaters des Dichters, an allen Schicksalen des jungen Dichters teilnehmend. Noch in der Sterbestunde stand Eichendorff das Bild dieses Dieners vor Augen. In einem Briefe des Schwiegersohnes heißt es, daß Eichendorff in seiner letzten Krankheit einmal fragte, ob der eben Eingetretene nicht etwa der alte Daniel sei. Der Vater Eichendorffs scheint ihm im Dominalhof zu Lubowitz eine Glockengießerei eingerichtet zu haben.

¹² Ein solcher Gang als Nikolaus kommt nur einmal im Tagebuch vor: 5. Dezember 1800: [kein Anführungszeichen in *Aurora*] „Ist der Wilhelm als Nickel zu allen Leuten gegangen“ (HKA/XI/7).

¹³ Über die Art zu reisen vgl. Eichendorff in dem Aufsatz „*Der Adel und die Revolution*“. (Vgl. HKA/X S. 386, ferner viele Tagebuchnotizen).

des alten, gespensterhaften Schlosses. Wie ein Märchen aus alter Zeit. Die Damhirsche grasen im Mondenschein. Das Schloß ist abgebrannt. Das ist das Schloß, von dem ich so oft gesungen, wo die Elfen tanzen auf dem Waldesrasen, die Rehe im Mondenscheine Gras. Nun ist's verbrannt, es existiert nur mehr in Liedern und Träumen.

Wie wir im Konvikt¹⁴

III. Breslau:

Erste tiefe Wehmut im Konvikte. Wie die Krähen über der alten Kirche schwärmen. In Kleinburg und Höfchen. Muthwillige Schülerstreiche. Theater. Die Jagd von Weiße, Kotzebuaden. Theater im Konvikt. Wie ich den Brief an S. abgebe, die ich dann nach vielen Jahren im Palais royal prächtig wiedersehe. Vacanzen, Vogelherd.

in Halle sind
zur Vakanz kommen, usw. die alten Ge-

IV. Halle:¹⁵

Getreues lebendes Bild des damaligen Studentenlebens.¹⁶ Auf dem Giebi-

¹⁴ Joseph v. Eichendorff war im Herbst 1800 in das Kath. St. Josephs-Konvikt beim Gymnasium zu Breslau gekommen und hat unter Rektor Köhler die oberen Klassen daselbst besucht.

¹⁵ Eichendorff war mit seinem Bruder Wilhelm am 30. April 1805 in die Universitätsstadt gekommen, studierte bei Wolff, Gall, Steffens u.a. und trat am 1. August 1806 die Rückreise nach Lubowitz an, vgl. vor allem den Aufsatz: *Halle und Heidelberg*.

¹⁶ Henrik Steffens, geboren am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, 1804 Professor für Mineralogie zu Halle, starb am 13. Februar 1845 zu Berlin. Er veröffentlichte verschiedene bedeutende naturwissenschaftliche und auch selbstbiographische Schriften. Zur Charakteristik: Tagebucheinträge Eichendorffs zum 16. Juli 1805 und 19. Mai 1807. (Vgl. Mayer-Pfannholz, *Eichendorff über die Romantik*, München–Berlin 1925, S. 67).

stalten, Papa,¹⁷ Mama,¹⁸ Großpapa,¹⁹
(glücklich im Lusthause), Großmama,²⁰
(betend), H. Heinke,²² Ratiborer Kü-
rassieroffizier,²³ lebenstreu! – – –
Zum Schlusse: Nun sind sie alle tot, in
Lubowitz, fremde Leute, Tost abgebrannt
usw. usw.

chenstein lese ich zum erstmal Tiecks
Sternbald.²¹

V. Heidelberg:²⁴

Görres,²⁵ Arnim, Brentano.²⁶

VI. Paris:

Der verödete Garten und Palast in Ver-

¹⁷ [im Buch: Fußnote 18] Adolf, Freiherr von Eichendorff, geboren 1756 zu Deutsch-Krawarn als der älteste Sohn des Freiherrn Rudolf Johann v. Eichendorff. Am 23. November 1784 vermählt mit Karoline von Kloch (s.d.), erwarb 1785 Lubowitz-Radoschau, später auch Tost und Slawikau. Er starb am 27. April 1818 im Alter von 62 Jahren.

¹⁸ [im Buch: Fußnote 19] Karolina, Freifrau von Eichendorff, geboren 1766, Tochter des Freiherrn Karl Wenzel von Kloch und seiner Gemahlin Maria Eleonore, geb. von Hayn. Sie war eine geistig bedeutende, lebendige, entschiedene Frau von hoher Schönheit. Ihren sieben Kindern eine vorzügliche Mutter. Sie starb am 15. April 1822.

¹⁹ [im Buch: Fußnote 20] Der Großvater mütterlicherseits: Karl Wenzel, Freiherr von Kloch, geb. 4. Januar 1726, gest. 24. Mai 1799. Über sein Leben bei Nowack, a. a. O. S. 109.

²⁰ [im Buch: Fußnote 21] Die Großmutter Maria Eleonore, geb. von Hayn, die Gemahlin des eben erwähnten K.W. von Kloch, hatte 1765 von Gottlieb von Gusnar das Schloß Lubowitz erworben. Sie war eine Persönlichkeit, die ganz in den konservativ-aristokratischen Ideen ihrer Jugendzeit lebte und darum die neuen Ideen des Dr. Werner nicht verstehen konnte. (Nowack a.a.O. S. 108).

²¹ [im Buch: Fußnote 17] Durch Steffens war Eichendorff mit der romantischen Dichtung näher bekannt geworden, und so zog er sich oft, auf den Giebichenstein zurück, meist am frühen Morgen, dort, Tiecks „Sternbalds Wanderungen“ zu lesen. Aber auch sonst kam er oft in die Nähe der Burg. (Vgl. *Brandenburg* S. 45, 53, 63, 71.)

²² Bernhard Heinke, geb. 1769 zu Jauernik, wurde 1792 zum Priester geweiht, war vom September 1793–1801 Hofmeister in Lubowitz. Zur Zeit des Breslauer Aufenthaltes der beiden Brüder Eichendorff war er Ceremoniar an der Kathedrale, sodaß die Brüder nicht streng von ihm getrennt waren. 1808 Pfarrer in Zirkwitz, starb am 10. April 1840. In den Tagebüchern wird er sehr häufig erwähnt, über 40 mal; dann auch in „*Ahnung und Gegenwart*“.

²³ Siehe Anmerkung Nr. 65.

²⁴ Die Eindrücke dieses Abschnittes in *Halle und Heidelberg*. Auch die Persönlichkeiten sind dort ausführlich gekennzeichnet, ein Beweis, daß diese Aufsätze mit zum *Bilderbuch* gehören. Eichendorff kam nach der Lubowitzer Jubelperiode am 17. Mai 1807 morgens um 4 Uhr durch das Triumphtor in die Stadt. Er zog mit „klopfendem Herzen“ ein. Am 13. Mai 1808 verließ er die Stadt wieder. (Vgl. HKA XI zu diesen Jahren).

²⁵ Johann Joseph von Görres (1776–1848) war aus Koblenz gebürtig, wurde 1806 Privatdozent in Heidelberg, kam 1827 als Professor für Geschichte nach München, verfaßte zahlreiche literarkritische Schriften, seine bedeutendste die Kampfschrift: *Athanasius*.

²⁶ Achim von Arnim (1787–1831) und Clemens Brentano (1778–1842) Führer der Heidelberger Romantik. (Vgl. hierzu Mayer-Pfannholz, a. a. O. S. 70, und die übrigen Biographien).

sailles.²⁷ Wie der Wind auf den Schil-
den des Monsieur X klappernd spielt.

VII. Wien²⁸

VIII. Der Krieg:²⁹

Lützowsches Corps und Jahn.³⁰ Mein
Abenteurer in Meiselheim, Lübbenau und
Lübben. Die zerstreuten Freunde: Veit
Richter, Ström³¹ besonders anreden. Mein
Biwack auf dem Pont = neuf.

Die Nebeneinanderstellung läßt folgende wichtige Punkte erkennen: Der Eichendorff-Entwurf heißt: Idyll von Alt-Lubowitz und meiner Kindheit – in ungereimten Jamben. Der Nowack-Entwurf dagegen: Bilderbuch aus meiner Jugend in gereimten Versen. Der Titel „Bilderbuch“ kommt nur dem Nowack-Entwurf zu. Von Eichendorff selbst ist der Titel „Idyll“ weit häufiger gebraucht worden und kehrt in zahlreichen, größtenteils noch unbekanntem Entwürfen wieder.³² Gleichwohl sind beide Titel berechtigt. Die nachfolgenden Vergleiche werden erkennen lassen, daß das ganze Werk als eine Art Bilderbuch gedacht war, das in einer losen Kette von einzelnen, selbständigen „Bildern“ oder Abschnitten die Jugendzeit des Dichters erzählen soll. Unter

²⁷ Frühjahr 1808. *Brandenburg*, S. 136, *Eichendorff-Kosch* S. 46.

²⁸ Der Aufenthalt in Wien sollte vor allem der Beendigung der Studien dienen. Die beiden Brüder legten auch dortselbst ihre Staatsprüfungen ab. Doch konnten sie während des zweijährigen Aufenthaltes (1811/12) verschiedene wertvolle Beziehungen anknüpfen und auch weitere Vertreter der Romantik kennen lernen.

²⁹ Nachdem Eichendorff im Februar 1813 Wien verlassen hatte, eilte er nach Breslau, um bei Major v. Lützow sich anwerben zu lassen. Am 29. April 1813 kamen sie zu der Freischar, die sich eben in Grimma befand.

³⁰ Eichendorff wurde der 5. Kompanie des 3. Bataillons zugeteilt, das unter dem Kommando des Leutnant Friedrich Ludwig Jahn stand.

³¹ Der Wiener Kreis der Freunde Eichendorffs umfaßte unter anderem den Historienmaler Philipp Veit, 1793–1877, ein Sohn jüdischer Eltern, der sich 1810 taufen ließ. Seine Mutter (geb. Mendelssohn), vermählte sich in zweiter Ehe mit Friedrich von Schlegel, sodaß der Zusammenhang des Verkehrs Veit und Schlegel mit Eichendorff freundschaftlicher Art wurde. Schlegel war geboren 1772, starb 1839 zu Dresden und war Mitbegründer der romantischen Schule.

³² Alle Verfasser kennen wahrscheinlich nur den Nowack-Entwurf, Nowack selbst erwähnt dem Inhalt nach einmal den Eichendorff-Entwurf. Im übrigen bezeichnet Hilda Schulhof in dem oben zitierten Aufsatz das ganze Memoirenwerk Eichendorffs als „Idylle von Lubowitz“, dieser Titel kommt aber nach den Absichten des Dichters nur einem beschränkten Kreis von Bildern zu.

„Jugend“ wollte aber Eichendorff nicht bloß seine Kinderzeit verstanden wissen, sondern den ganzen Lebensabschnitt bis zum Antritt der beruflichen Tätigkeit. Das Idyll von Alt-Lubowitz sollte der erste Teil, das erste Bild sein, es ist auch in allen Entwürfen am eingehendsten vorgezeichnet. Die Zusammengehörigkeit der Entwürfe – Bilderbuch und Idyll – aber muß als unzweifelhaft festgehalten werden. Das ergibt sich aus dem Gleichlaut der Texte, die oft wörtlich anklingen, dann aus der Gleichheit der Anlage, die in beiden Entwürfen angedeutet ist, und schließlich aus der Gleichheit des gedanklichen Inhaltes. Diese Erkenntnis muß Grundlage aller späteren Untersuchungen werden, da von beiden Entwürfen zahlreiche Fäden in das ganze biographische – Memoiren – Schaffen führen, Fäden und Zusammenhänge, die alle festzustellen sind.

Über Zeit und Ort der Abfassung läßt sich ein festbewiesenes Urteil nicht mehr fällen, wahrscheinlich sind beide Schriftstücke erst nach 1850 entstanden, vielleicht erst nach des Dichters Übersiedlung nach Neisse (1855). Dort starb am 3. Dezember dieses Jahres seine Gattin. Die nun voll fühlbare Vereinsamung mag ihm seine Jugendzeit um so lebhafter vor Augen gestellt haben. Außerdem werden einige andere Entwürfe, die noch besprochen werden, in diese und die Folgezeit datiert.

Der Inhalt soll offensichtlich eine Art Selbstbiographie sein; jedoch sind viele Teile nicht historisch zu werten, da Dichtung und Wahrheit ständig abwechseln. Dies wird sich im folgenden stets erweisen und zu manchen Schwierigkeiten führen; im übrigen entspricht diese Art ganz dem Wesen des erinnernden Betrachtens und ist aus zahlreichen anderen Biographien bekannt.

Ein Unterschied ergibt sich hinsichtlich der beabsichtigten Kunstform. Der Nowack-Entwurf spricht von gereimten Versen, der Eichendorff-Entwurf von ungereimtem Jamben. Dieser Umstand gibt Anhaltspunkte zur Ideengeschichte des Entwurfes, die am Schluß kurz wird gestreift werden.

Zu jeder dieser Skizzen hat Eichendorff Erweiterungen gegeben; ferner bestehen zahlreiche Anklänge in verschiedenen anderen Skizzen, und anderen Werken. Diese sind teils wörtlicher, teils inhaltlicher Art, teils kehrt auch der Inhalt – (gleich, ob historisch oder dichterisch) – in übertragener Form wieder.

Vorerst sollen diese Erweiterungen behandelt werden.

Neben der oben wiedergegebenen Skizze des Eichendorff-Entwurfes besteht noch eine längere, aus früherer Zeit,³³ die sich hauptsächlich mit Lubowitz allein befaßt, und folgenden Wortlaut hat:

³³ Gezeichnet: 1839. Eichendorff hat sich schon in sehr früher Zeit mit dem Gedanken getragen, seine Memoiren zu schreiben.

„Kindisch lag ich im Lubowitzer Garten im Lusthaus im Schatten in der Mittagsschwüle und sehe die Wolken über mir und denke mir dort Gebirge mit Schluchten, Inseln (o ein Frühling im Garten und sehe ins Tal hinab, es ist ein so wunderlicher Abend, die Sonne ist schon untergegangen, aber der Strom leuchtet noch).

Da geht unsichtbar ein leises Rauschen durch den Garten (oder durch die Felder?). Die Blumen oder die Ähren neigen sich leise, mich schauert – es war die Muse, die lächelnd vorüberging, Garten und Täler beleuchtend, ich war ihr noch zu kindisch, usw. und ich schlummerte ein, träumend von künftigen Liedern. – – –

Hoch auf einem Berge stand ein Schloß. Wie oft stand ich dort am Fenster und sah die Wälder, die Damhirsche weiden und unten lag der Ziergarten usw. – (Tost) – mit vier Türmen an jeder Ecke, Galerien, Säle mit sieben Kurfürsten an der Decke, rings an den Seiten des Berges war Wald, wo Damhirsche weideten, und unten lag der Ziergarten gezirkelt usw. usw.

Da in diesem Toster Ziergarten gehe ich einmal als Kind allein in der Sommer-Mittagsschwüle, alles wie verzaubert und versteinert, die Statuen, seltsame Beete und Grotten; da, bei einer Biegung, sah ich eine prächtige Fee eingeschlummert über der Zither – es war wieder die Muse – ich schauerte – da rief man mich ab – ich entlief – oder dergl. Aber ich konnte nicht schlafen die Nacht, das Fenster stand offen, es ging die ganze Nacht ein Singen durch den Garten: Ein Lied, des ich nimmer vergesse. Jetzt aber ist der Garten verwüstet, das Schloß Tost abgebrannt, die Hirsche sind verlaufen in alle Welt, nur manchmal bei stiller Nacht noch weidet einer zwischen den wildverwachsenen Trümmern. Aber das Lied jener Nacht, ich konnt' es nimmer vergessen, alt nun bin ich geworden, doch – so alt ich bin, es erwacht noch oft, als rief es mich in Mondenschein-Nächten und senkt mich in Wehmut!“ – – –

Die Zusammengehörigkeit zu den andeeren Entwürfen ist ersichtlich. Vor der Besprechung des Inhaltes folgt noch die Erweiterung zum Nowack-Entwurf. Diese ist nicht auf einem Sonderblatt gegeben, sondern auf der rechten Spalte des Blattes, ist aber sicher einer späteren Zeit zuzuschreiben:³⁴

³⁴ Diese Zusätze sind nach Schrift und Tinte vom Text unterschieden, sie lassen sich auch nur schwer in den eigentlichen Text einreihen, bringen das Eintreffen einer wichtigen Nachricht an zwei Stellen. (Gemeint ist die Hinrichtung Ludwigs XVI.) Die Schwierigkeit, die Erweiterungen in den Texten einzufügen, hat Nowack selbst zu Verschiedenheiten geführt in seinen eigenen Veröffentlichungen, (vgl. A. Nowack, *Tagebuchblätter*, S. 140 ff. und die schon oben erwähnte Sonntagsbeilage der *Schlesischen Volkszeitung*), ferner zu Unterschieden mit unsrer Abschrift.

„Bilderbuch aus meiner Jugend. Auch (?) Bilder aus meiner Jugend.
In gereimten Versen!

I. Lubowitz:

I. Das uralte Lubowitz – Lage des Schlosses und Gartens, Hasengarten, Tafelzimmer usw. mit Spieluhr, Allee, Buxbaumgänge, Kaiserkronen, Nelken usw. Aussicht über die Oder nach den blauen Karpathen, und in die dunklen Wälder links. – Damalige Zeit und Stilleben. Wie der Papa im Garten ruhig spazieren geht, der Großpapa mit keinem König tauschen möchte. Erwarten den Postboten am Lusthause, während draußen – in Frankreich – die Revolution schon ihre Tour beginnt usw.

von der sie sprechen usw.

Dies Tal lag noch wie eine selige Insel, unberührt vom Sturm der neuen Zeit. Der Garten und das Schloß aber von Lubowitz, der im Garten spazierende Großvater usw. Oft seh' ich alter Mann noch in Träumen Schloß, Garten (usw.) verklärt von Abendscheinen und muß aus Herzensgrunde weinen. Jetzt, recht objektiv, wie die Großmama, dazwischen betend, die alte Zeit vertritt, gegen den neumodischen Dr. Werner,³⁵ (dramatisch als Geschichte) – Hier wohl mitten bei einem großen Diner, im Großen Saale, wo die alte Zeit (Großmama), und die moderne Gesinnung gegen einander fechten, während draußen ein Gewitter

³⁵ Dr. Werner war nach der Schlesischen Instantiennotiz von 1805 Kreisphysikus in Ratibor und Adjunctus Collegii med. et san. 1805 wegen seiner Verdienste um die Impfung in Militärlazaretten zum Hofrat ernannt, starb 1829. (Nowack, *Tagebuchblätter* S. 123.)

vorüberzieht, kommt plötzlich die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. Tragischer Eindruck mitten im Nachtgewitter, die Donner verrollen, alles wird still und einsam, in der Nacht usw. Mich aber schauerte, als ich durchs Bogenfenster hinausblickte. — — — —

Wie wir im Walde Kaffee kochen, Feuer usw.

Wer wär nicht einst auch Robinson gewesen.

In uns'rer gedruckten Bücher Zeit,
wir alle sind, was wir gelesen,
und das ist unser größtes Leid.

Da kommt von Ratibor zwischen den Kornfeldern ein Büntingscher Offizier hergeritten, und bringt die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. Tragischer Eindruck. Ich aber sah nach den Karpathen wie in Ahnung der neuen Zeit.

Da draußen rast die neue Zeit usw., hier spaziert der Papa ruhig im Garten, usw. usw. Aber der Garten von Lubowitz:

Der Knabe war ich, die Lustwandelnden
meine Eltern und Schloß und Garten:
Lubowitz, wo ich geboren.

(Zu Lubowitz:)

Bloß Beschreibung des Gartens, Lusthauses, Blumen, Allee, Aussicht. Wie der Papa in den Gängen lustwandelt, der Postbote erwartet wird, während in der schwülen Ferne Gewitter aufsteigen und ich im hohen Grase liege, als wie in einem Walde usw.

Kurz: die gute alte Zeit.

2. Ich mit Wilhelm reite von Campe zu

Claudius, bringe ihm Grüße von Overbeck. usw.

Garten, Bäume erzählen dem jungen Dichter heimlich Geschichten,
die er dann muß wieder weiter dichten.
Von ferne ziehen Gewitter (die rasende Neue Zeit). – Aber es regnet, der Friedensbogen steht über der stillen Gegend.

—
Jetzt aber ist alles anders dort, fremde Leute gehen in dem alten Garten es kennt mich dort keiner mehr.

(Nachsatz.) Irgendein idyllisches usw. Faktum usw.

II. Tost:

Wie ich vor Tagesanbruch aufstehe, den gestirnten Himmel staunend durchsuche, usw., denn es geht nach Tost. – Karawane. Alte Karosse mit vier Rappen usw. usw.

Beschreibung des alten gespensterhaften Schlosses, wie ein Märchen aus alter Zeit, die Damhirsche grasen im Mondenschein, usw., das Schloß ist abgebrannt. Das ist das Schloß, von dem ich oft gesungen, wo die Elfen tanzen auf dem Waldesrasen, die Rehe im Mondschein grasen, usw.

Nun ists verbrannt, es existiert nur in Liedern und Träumen.

In Tost endlich bricht das drohende Gewitter, (die neue Zeit) herein. usw.

III. Breslau bis

V. Wien

(Gleicher Wortlaut wie im ersten Abdruck)

VI. Paris:

Der verödete Garten und Palast von Versailles. Wie der Wind auf den Schildern des Monsieur X klappernd spielt.

Napoleons welthistorische Bedeutung.

VII. und VIII. Wien und der Krieg

Wieder wie oben. (S.)

Der Eichendorff-Entwurf unterscheidet sich von der nunmehr vollständigen Skizze aus dem Besitz Nowack vor allem durch die dichterische Behandlung des Gegenstandes. Er ist wohl am ausführlichsten von Eichendorff selbst durchdacht worden, und gerade dieser Umstand macht es schwer, das Idyll von Lubowitz in seinen Zusammenhängen [im Buch: **Zusammenhängen**] zu betrachten. Der Entwurf von 1839 beschreibt zuerst eine Scene, eine erste Begegnung mit der Muse der Dichtkunst, ein Auftakt, eine Einleitung zum ganzen *Bilderbuch*. In einer Art von Vision beschreibt er seine Berufung zum Dichter, die aber in jenem Zeitpunkt noch an ihm vorübergeht, nicht wirksam wird. Er sei zu jung, dennoch hinterläßt sie für die spätere Zeit ihre Spuren.

Es ist bezeichnend, daß Eichendorff dieses Ereignis in den Garten von Lubowitz verlegt. Diese Stätte hat sich am nachhaltigsten seinem Gedächtnis, seiner Phantasie eingepägt. Diesen Garten selbst hat Eichendorff oft mit gleichen Worten beschrieben; seine Eigenart muß der Grundton der ganzen Scenen sein: „Allee, Buxbaumgänge, Kaiserkronen, Nelken, Aussicht über die Oder nach den blauen Karpathen, und die dunklen Wälder links.“³⁶ Im Eichendorff-Entwurf heißt es: „Beschreibung des Lubowitzer Gartens, und der Aussicht auf die Oder, die Wälder, Ratibor und die Blauen Berge.“ Dieselben Motive, wenn auch auf den Toster Schloßpark angewendet, im Vorwort zu „Erlebtes“:³⁷ „Denn statt der erwarteten Klüfte, wilden Quellen und Felsenklauen nebst Zubehör erblickte ich einen, freilich arg verwilderten, altfranzösischen Garten: Hohe Alleen und gradlinige Kiesgänge, rechts und links einige Paeonien und Kaiserkronen, über denen bunte Schmetterlinge wie verwehte Blüten dahinschwebten; und in der Mitte eine Fontäne, die einförmig fortplätscherte, in der großen Stille. Nur ein Pfau spazierte stolz zwischen den Kaiserkronen.“³⁸ Die Phantasie des Dichters hat in späteren

³⁶ Nowack-Entwurf. Lubowitz I.

³⁷ HKA X/379 ff. Eichendorff-Nachlaß: Nr. 106.

³⁸ Daß sowohl Lubowitz wie Tost solch französische Gärten besaßen, beweist die Stelle im Eichendorff-Entwurf von 1839, die sicher Tost zueignet. Und unten lag der Ziergarten ... Und unten lag der Ziergarten gezirkelt.

Jahren den Garten durch Schluchten und Inseln bereichert, also in eine romantische Wildnis umgeschaffen.

Eine zweite Begegnung mit der Muse verlegt der Dichter in den Toster³⁹ Garten. Zwischen diese beiden Szenen⁴⁰ schiebt er eine kurze Beschreibung des Schlosses von Tost ein, wie es in seiner Erinnerung und dadurch in zahlreichen anderen Werken fortlebt. Folgende Stellen sind bezeichnend: „Hoch auf einem Berge stand ein Schloß, ... unten lag der Ziergarten gezirkelt: Jetzt aber ist der Garten verwüstet, ... alt nun bin ich geworden.“⁴¹ Im anderen Eichendorff-Entwurf: „Zum Schluß: Nun sind sie alle tot, in Lubowitz fremde Leute, Tost abgebrannt.“ Ferner: „Beschreibung des alten gespensterhaften Schlosses,⁴² wie ein Märchen aus alter Zeit, ... das Schloß ist abgebrannt.“⁴³ Außerdem eine andere, längere Beschreibung, die sich mit den Notizen des Eichendorff-Entwurfes (1839) deckt: „So kam ich an die Ruine, oder vielmehr an ein Schloß, das allerdings ruiniert genug war, aber offenbar weniger durch sein Alter, als durch einen gewaltsamen Brand. Der eine Teil lag malerisch verfallen, und fraternisierte längst mit dem Frühling, der mit seinen blühenden Ranken überall an Pfeilern und Wänden lustig hinaufkletterte. Nur der nach dem Garten hin gelegene Flügel, künstlich umschnörkelt und durch steinerne Blumenguirlanden miteinander verbunden, sah noch sehr vornehm aus, wie eine Residenz des Prinzen Rokoko. Ein Fenster unten stand offen, ich blickte hinein und übersah eine lange Reihe großer und hoher Gemächer mit reichen Tapeten, parkettierten Fußböden und prächtigen Stuckverzierungen an den Decken, überall samte Kanapees und Sessel, die Lehnen weißlaktiert mit goldnen Leisten, große Spiegel und Marmortische darunter. Es war so kühl dadrinnen in der feierlichen Einsamkeit, aus einem der entfernteren Gemächer flötete soeben ein unsicht-

³⁹ Zur Orientierung: Adolf v. Eichendorff, der Vater, erwarb 1791 die Herrschaft Tost-Peiskretscham für 346 000 Gulden und verkaufte sie 1797 für 594 433 Taler. Die alte stolze Colonnaburg wurde am 29. März 1811 durch einen Brand zerstört. (Nowack, *Tagebuchblätter*, S. 84/85. Auch *Brandenburg* S. 16. *Eichendorff-Kosch*, S. 16).

⁴⁰ In der späteren Erinnerung scheint Eichendorff die beiden Stätten Tost und Lubowitz zu vermengen und zu vertauschen. Die Gleichheit von Szenen legt den Gedanken nahe, daß eigentlich nur ein Garten gemeint ist. Vgl. die beiden Begegnungen mit der Muse, das Eintreffen der Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI., ferner später noch zu erwähnende Szenen einer plötzlichen Begegnung mit Angela, einem Einsiedler (Arthur), Gewitter in Lubowitz und Tost, Spieluhr, die ein Menuett flötet.

⁴¹ Eichendorff-Entwurf 1839, vgl. oben.

⁴² Dieser Eindruck, durch die Brandruine hervorgerufen, scheint die wesentlichste Erinnerung des Dichters an Schloß Tost geworden zu sein. Dieses Motiv des Gespensterschlosses, das ihn bis in die Träume verfolgt und erschauern macht, kehrt immer wieder.

⁴³ Nowack-Entwurf II: Tost.

bare Spieluhr ein Menuett herüber, die ich noch aus meiner Kindheit zu erkennen glaubte.“⁴⁴

Den Toster Garten selbst erwähnt Eichendorff an manchen Stellen: vor allem die Statuen, die im handschriftlichen Entwurf von 1839 erwähnt werden, in einer reizenden Romanze aus dem Aufsatz: *Der Adel und die Revolution*.⁴⁵

Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,
Wo zwischen Taxus still die weißen Statuen stehen,
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,
Im Laube lauert Sphinx, anmutig zu erschrecken.

Die schöne Cloe da spazieret in dem Garten,
zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Cupido kommt gezogen,
Bald duckend sich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Kosen,
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen,
Es rauscht der taftne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sichs im West will röten,
Die Spieluhr schmachtend an, ein Menuett zu flöten,
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde,
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Gebärde.

„Wie wird mir, ach, ach, es fängt schon an zu dunkeln –“
„So angenehmer nun seh' ich zwei Sterne funkeln –“
„Verwegner Kavalier!“ – „Ha, Cloe, darf ich hoffen?“ –
Da schießt Cupido los und hat sie gut getroffen.

So ungefähr sind uns diese, ganz bezeichnend französisch benannten, Lust- und Ziergärten jederzeit vorgekommen. Wir konnten uns dieselben niemals ohne solche Staffage, diese Cloes und galanten Kavaliere nicht ohne solchen Garten denken.“ – In diesem Gedicht erkennt man wiederum so viele Anklänge an die Worte der angeführten Entwürfe, daß zum wenigsten enge, gedankliche Zusammenhänge zwischen dem

[Abbildung: Aus Eichendorffs Heimat]

⁴⁴ Vorwort zu „*Erlebtes*“: HKA X/381.

⁴⁵ HKA X/390.

Gedicht und den anderen Entwürfen angenommen werden müssen. Auf diese weist ferner die Stelle im Entwurf: „In diesem Toster Ziergarten gehe ich einmal als Kind allein, in der Sommermittagsschwüle, alles ist verzaubert, und versteinert, die Statuen, seltsame Beete und Grotten...“⁴⁶ Verglichen mit folgendem aus der Einleitung: „*Erlebte*“: „Da lag plötzlich, wie in einem Nest von hohem Grase, und Unkraut und die Tatzen weit nach mir vorgestreckt, eine riesenhafte Sphinx neben mir, die mich mit ihren steinernen Augen fragend anglotzte. Und in der Tat, das unverhoffte Ungeheuer gab mir ein Rätsel auf, das mich ganz verwirrte.“ ... Und dann weiter unten: „Es war eben Mittagszeit, und eine fast gespenstische Beleuchtung ohne Schatten, die Sonne brannte, die Vögel schwiegen, der Wald rauschte kaum noch wie im Traume, mir wars, als ginge ich durch irgend eine Verzauberung mitten in die gute alte Zeit, ich schüttelte mehrmals mit dem Kopf, ob mir nicht etwa unversehens ein Haarbeutel im Nacken gewachsen.“⁴⁷

Im Nowack-Entwurf ist der Garten mit dem Vers geschildert:

„Das ist das Schloß, von dem ich oft gesungen,
Wo die Elfen tanzen auf dem Waldesrasen,
Die Reh' im Mondscheine grasen.“

An dieser Stelle muß eine andere Skizze eingeschoben werden, die noch unveröffentlicht ist,⁴⁸ und weitere Ausblicke in die Memoirenfragmente gewährt. Wir haben bisher die verschiedenen Notizen und Anmerkungen unberücksichtigt gelassen, die der Dichter seinen Entwürfen beigegeben hat. Über dem Eichendorff-Entwurf von 1839 heißt es: „NB. Das ganze Idyll wohl nicht in Hexametern, sondern in freien, vielleicht ungereimten Jamben, in das ganze eine durchgehende, einfache idyllische Handlung verflechtend! – Zu dem umstehenden Idyll von Lubowitz (Lied in Reimen?)“⁴⁹ – Am Schluß des anderen kürzeren Eichendorff-Entwurf steht eine Notiz: „Siehe über dies alles das hier darunter liegende Blättchen und...“⁵⁰ der angefangenen Novelle!“ In

⁴⁶ Eichendorff-Entwurf 1839.

⁴⁷ HKA X/381.

⁴⁸ Der erste Teil ist im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff, der andere als Nr. 98 der Berliner Handschrift eingefügt.

⁴⁹ Von diesem „Umstehenden Idyll“ von Lubowitz wird weiter unten gehandelt; mit dem Lied in Reimen könnte die Jambendichtung aus: *Der Adel und die Revolution* gemeint sein, oder auch das, von vielen Autoren als Einleitung gewertete Liedchen: „*Durch blumiger Wiesen duftige Schwüle...*“ – (A. Nowack, *Sonntagsbeilage, Brandenburg* S. 13 [unvollständig], Krüger, S 12, Berliner Handschrift, Nr. 32.)

⁵⁰ Die punktierte Stelle ist nach Karl v. Eichendorff, der diesen Entwurf kopiert hat, unleserlich geworden. Es ist zu vermuten, daß die Worte zu ergänzen sind: und die Einleitung der angefangenen Novelle.

diesen Notizen nimmt Eichendorff Bezug auf ein hierher gehöriges Fragment,⁵¹ das in Hexametern eine solche idyllische Handlung beginnt:

„Einleitung,

Müde von Lust und Wandern und Not, verirrt in der Fremde,
War ich entschlummert, da träumt mir, ich stünd auf der steinernen Schwelle
Wieder vor meines Vaters Haus; es dämmt noch alles:
Büschel, Täler und Dorf und des Gartens dunklere Gänge
Traumhaft im kühlen Schatten der Nacht, nur drinnen im Schloß
Flötet die Spieluhr wie ehemals ihr Liedchen, als säng' sie im Schloße,
Weiter im Tale, tiefer im Garten erwachend, gab eine Nachtigall Antwort,
Alles dann wieder still. – Ich blickte durchs zitternde Weinlaub,
Schweigend ins Fenster hinein, der Mond schien hell durch das Zimmer,
Über die alten Schränke rings an den Wänden,
Mich selber sah ich als Kind ruhen im Bettchen / träumend von künftigen Liedern,
Das Rothkehlchen eingeschlafen über mir zu Häupten, die Wachteln, die Wanduhr
tickte usw.

Mein Gott, wo bin ich so lange gewesen?

Dacht ich und muß mich wenden, so einsam war es da drinnen,
Da hört ich draußen schon eine Lerche hoch in den Lüften verloren
Nun auch tiefer im Garten erblickt ich das schöne Nachbarskind,
Abgewendet von mir saß sie auf und sang und sang, ich kannte das Lied,
Recht gut, und (wie sie so sang: immer weiter) flog es so rötlich wie ein leiser Hauch
über den Himmel,

Ein Morgenschauer ging durch den Garten, die Nebel zerrissen usw.
Angela! rief ich, sie wandte sich lächelnd herum – da erwachte ich.
Als ich verwirrt umher sah, war das Licht tief heruntergebrannt usw.
Aber im Auge schimmerte mir noch blendend das Morgenrot
Und klang noch das Lied mir fort im Herzen, und ich sang von den alten fröhlichen
Zeiten.

usw. usw.“

Diese Verse tragen verschiedene Notizen von der Hand Eichendorffs; vor allem ist die Notiz vorausgeschickt: „Zu dem Idyll von Lubowitz (in Hexametern): NB. Das ganze Idyll wohl nicht in Hexametern, sondern in freien, vielleicht ungereimten Jam-

⁵¹ Auch diese Stelle ist in der ganzen Literatur noch unbeachtet geblieben.

ben, in das Ganze eine durchgehende, einfache, idyllische Handlung einflechtend.“ Durch diese Notiz wird die Zusammengehörigkeit zu dem Entwurf von 1839 erneut erwiesen. Ferner sind folgende drei Verse gezeichnet: „Über die alten Schränke... bis: die Wachtel, die Wanduhr tickte!“ Diese Stelle erinnert an entsprechende Stellen im „Kapitel von meiner Geburt,“ das er selbst erzählt. Damit scheint dargetan, daß diese ganze „Angela-Szene“ – (wie wir den Inhalt des Hexameterfragmentes nennen wollen) – in Lubowitz spielen sollte. Die Kennzeichnung an dieser Stelle nimmt aber Bezug auf eine Fußnote von der Hand des Dichters: „Hier wohl bloß, wie der Mond den glänzenden, getäfelten Boden und die Bilder an den Wänden bescheint.“ Diese Bemerkung weist auf eine Verlegung des Ereignisses nach Tost hin.⁵² – Nach dem Vers: „Da hört ich draußen schon eine Lerche hoch in den Lüften verloren“ ist ein neues Merkzeichen für die Anmerkung: „Siehe das beiliegende Blatt!“⁵³ Da die folgenden drei Verse vom Dichter durchstrichen sind, und auf dem „beiliegenden Blatt“ nachstehendes geschrieben ist, läßt sich diese „Einleitung“ leicht rekonstruieren: „Jetzt auch tiefer im Garten erblickt' ich freudig erschrocken erblickt ich tiefer im Garten

Unser schönes Nachbarkind mit den goldnen wellenden Locken,
Abgewendet von mir am Rande des Springbrunnens saß sie,
Sang und sang – ich kannte recht gut noch die Weise – und wie sie
So in der Einsamkeit sang, immer weiter über dem Himmel
flog ein leiser Hauch, und unten die dämmernde Gegend,
Athmete tief und errötet, wie eine Jungfrau, die der
Liebste im Schlummer geküsst, belauscht, von dem sie die Nacht durch geträumt,
Da hört ich eine Lerche hoch in den Lüften verloren
und unten, wie ein Schiffer im Meer allmählich aus der Dämmerung
sah ich die Stadt steigen usw. usw. und die blauen Berge dahinter –
Angela rief ich, sie wandte sich usw. –“

Die Gestalt der Angela scheint übrigens identisch mit jener aus dem Roman „*Abnung und Gegenwart*“ und hat als solche eine Stellung im Leben des Dichters.⁵⁴ Die Ein-

⁵² Zu dieser Annahme führt eine Parallelstelle aus dem Aufsatz: „*Der Adel und die Revolution*“, ferner die Beschreibung des Schlosses aus dem gleichen Aufsatz (HKA X/381), ein sicheres Urteil läßt sich darüber allerdings nicht geben.

⁵³ Dieses Blättchen in der Berliner Handschrift Nr. 98, alte Bezeichnung Nr. 65. Die Hexameter stehen auf der Rückseite und tragen unten noch eine längere Notz, auf die wir erst später zurückkommen können.

⁵⁴ Vergleiche hierzu vor allem die folgende Stelle, die andererseits wieder sehr an die Szene erinnert, wie irgendeiner (diesmal der Dichter), das „Kapitel von seiner Geburt“ erzählt. Friedrich erzählt aus seinem Leben: „Meine frühesten Erinnerungen verlieren sich in einem

Leitungsverse selbst sind eine Skizze zu einem idyllischen Bild aus dem „*Bilderbuch*“, das uns bisher eigentlich nur lyrische Bilder gezeigt hat. Diese neue Reihe von Skizzen aber schildert mehr Handlung, die einzelnen Momente sind sehr eng ineinander verflochten. Einzelne Motive: Gewitterschwüle, heraufziehendes Gewitter, Kornfelder, Reiteroffiziere kehren immer wieder. Alle die folgenden Szenen und Entwürfe lassen sich an den beiden erstmals angeführten Stammentwürfen von Eichendorff und Nowack orientieren und in Zusammenklang bringen. Dabei ergeben sich aber verschiedene Parallelhandlungen, die uns beweisen, wie häufig der Dichter diese Materien geistig und schriftlich bearbeitete.. Zur Klarstellung sei nur auf folgende Momente verwiesen: Bis jetzt blieb die zweite schon genannte Notiz am jüngeren Eichendorff-Entwurf unbe-

großen, schönen Garten. Lange, hohe Gänge von gerade beschnittenen Baumwänden laufen nach allen Richtungen hin, Wasserkünste rauschen einsam dazwischen, die Wolken ziehen hoch über die dunklen Gänge weg, ein wunderschönes kleines Mädchen, älter als ich, sitzt an der Wasserkunst und singt welsche Lieder, während ich oft stundenlang an den eisernen Stäben des Gartentores stehe, das an die Straße stößt, und sehe, wie draußen der Sonnenschein wechselnd über Wälder und Wiesen fliegt, und Wagen, Reiter und Fußgänger am Tore vorüber in die glänzende Ferne hinausziehen. Diese ganz stille Zeit liegt weit hinter all dem Schwallen der seitdem durchlebten Tage, wie ein uraltes, wehmütig süßes Lied, und wenn mich oft nur ein einzelner Ton davon wiederberührt, faßt mich ein unbeschreibliches Heimweh, nicht nur nach jenen Gärten und Bergen, sondern nach einer viel ferneren und tieferen Heimat, von welcher jene nur ein lieblicher Widerschein zu sein scheint“ (*Abnung und Gegenwart*, HKA III/47). Noch verschiedene andere Szenen im gleichen Kapitel: „Den folgenden Morgen wachte ich später auf, als gewöhnlich. Ich blickte sogleich nach dem Bette meines Bruders und sah, nicht ohne Ahnung und Schreck, daß es leer war. Ich lief schnell in den Garten hinaus, da saß Angelina am Springbrunnen und weinte heftig“ (a. a. O. S. 51). Und endlich jene, wohl beziehungsreichste Stelle, wo jener Friedrich ein Mädchen wiederfindet, halb mit dem Rücken ihm zugekehrt, das Lied singend, an das wohl auch in den Entwürfen gedacht ist, wenn der Dichter von dem Lied spricht, das ihm immer wieder nachklingt. Die Stelle sei ebenfalls angeführt:

„Auf der einen Seite der Mühle war ein schöner, lichtgrüner Grund, über welchem frische Eichen ihre kühlen Hallen weben. Dort sah Friedrich ein Mädchen in einem reinlichen, weißen Kleide am Boden sitzen, halb mit dem Rücken nach ihm gekehrt. Er hörte das Mädchen singen und konnte deutlich folgende Worte verstehen“:

In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad...

Diese Worte, so aus tiefster Seele herausgesungen, kamen Friedrich in dem Munde eines Mädchens sehr seltsam vor. Wie erstaunt, ja wunderbar erschüttert aber war er, als sich das Mädchen während des Gesanges, ohne ihn zu bemerken, einmal flüchtig umwandte, und er bei dem Sonnenstreif, der durch die Zweige gerade auf ihr Gesicht fiel, nicht nur eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Mädchen, das ihm damals in der Mühle hinaufgeleuchtet, bemerkte, sondern in dieser Kleidung und Umgebung vielmehr jenes wunderschöne Kind aus längstverklungener Zeit wiederzusehen glaubte, mit dem er als kleiner Knabe so oft zu Hause im Garten gespielt, und die er seitdem nie wieder gesehen hatte“ (*Abnung und Gegenwart*, HKA III, S. 252 f.) Diese Angela scheint auch jene zu sein, von der in einem anderen, noch zu besprechenden Entwurf

rücksichtigt: Die auf die Einleitung zu einer Lubowitzer Novelle verweist. Diese Einleitung ist auch in der Berliner-Handschrift enthalten,⁵⁵ Text:

„Novelle – Winterabend in Lubowitz.

Große Kälte draußen, heimlich warm im Tafelzimmer, da bellen draußen die Hunde, es knirscht der Schnee, es kommt ein fremder Reiter, (Wittowsky⁵⁶ oder der französische Offizier – Hier links!) oder der Postbote von Ratibor mit Zeitungen usw – Oder vielmehr: An diesem schönen heimlichen Winterabend, - wo der Papa aus den eben angekommenen Zeitungen von dem fremden Krieg erzählt, und alles sich freut, hier so im sicheren zu sein- erzählt einer eine Gespenstergeschichte, da spuckt es wirklich im Schloß, niemand kann es sich erklären, der Erzähler jener Gespenstergeschichte wird unheimlich, als wär' er selber ein Gespenst, usw. – Diese Heimlichkeit der Tenor der Novelle.“

Diese wenigen Sätze zeigen die Art des romantischen Erzählens; am Lagerfeuer, am Kaminfeuer Geschichten und Erlebnisse auszutauschen. Außerdem kommt nun auch mehr das persönliche, biographische Moment zur Geltung: Es leben jene Stunden aus seiner Jugend wieder auf, die den Knaben mit den großen Ereignissen im Westen bekannt machen und die so tiefe Eindrücke in seiner Seele hinterlassen haben. Diese Stelle stellt sich den betreffenden Sätzen der beiden andren Entwürfe an die Seite. Daraus ergeben sich Verschiedenheiten: Im jüngeren Eichendorff-Entwurf und im Nowack-Entwurf kommt der Zeitungsbote im Sommer, auch die Offiziere kommen im Sommer und bringen, – ganz unhistorisch – die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. von Frankreich.⁵⁷ Eine solche Wiederholung, mit Verschiedenheit von Zeit und Ort

geredet wird: „Tröstensamkeit, aus dem Tagebuch eines Einsiedlers! Durchs Ganze eine Art Novelle, indem ich zuletzt, unter den Besuchenden eine alte, längstverheiratete Geliebte mit ihren Kindern wiedererkenne“ (HKA X/378). Dem Worte nach anklingend ist auch eine Stelle aus dem Vorwort zur *Erlebtes*, wo der Dichter in die Wildnis kommt, und einen Einsiedler findet, wieder mit dem Rücken nach dem Ankommenden gekehrt: „Da wandte sich der Einsiedler – Arthur! rief ich ganz erstaunt, – es war ein alter Kriegskamerad vom Lützowschen Korps!“ (HKA X/382).

⁵⁵ Auf der Vorderseite des Blättchens, das die Hexameter der Angela-Szene enthält (Eichendorff-Nachlaß Nr. 98). Es enthält auf der rechten Spalte die im Text stehende Skizze, auf der linken Spalte einen Entwurf, der einem später zu besprechenden Kapitel angehört.

⁵⁶ Diese Notiz bezieht sich auf die in Anm. 55 genannte linke Spalte. Der Offizier Wittowsky ist eine Gestalt aus einer Szene, die erst viel später eingereicht werden kann, trotzdem lassen sich beide Szenen trennen, da Wittowsky hier nur nähere Umschreibung des gedachten Reiters sein soll.

⁵⁷ Dies war am 21 Januar 1793. Es ist unwahrscheinlich, daß die Nachricht hiervon, um nach Schlesien zu kommen, bis in den Sommer gebraucht hätte. Um diese Zeit hatte schon der erste Koalitionskrieg begonnen.

der (anscheinend) gleichen Handlung findet sich auch im Nowack-Entwurf, wo an einer Stelle der Büntingsche⁵⁸ Offizier mitten durch die Kornfelder⁵⁹ geritten kommt, mit der Nachricht von der Hinrichtung des Königs, und an einer anderen, eingeschobenen Stelle, wo diese Nachricht während einer großen Abendgesellschaft⁶⁰ bekannt wird. Ein Ereignis, das der Dichter ganz dramatisch empfindet. Doch können solche Umstände nicht stören. Eichendorff will ja nicht Geschichte schreiben, auch keine historische Selbstbiographie geben (wie sie in dieser Art wohl kein Mensch, an wenigsten ein Dichter schreiben könnte), sondern jene Ereignisse in freiem Zusammenhang zeichnen, als Einzelbilder, wie sie aus frühester Jugend sich erhalten haben. Die ganze Art der Szene, wie der Vater mit dem Großvater im Garten die Ereignisse bespricht, die Nachrichten kommen, die Reiter, die Beschäftigungen der jungen Welt, sind inhaltlich dem Aufsatz „*der Adel und die Revolution*“⁶¹ anzugleichen.⁶²

⁵⁸ Dieser Offizier vom Regiment Bünting erweist wiederum, wie wenig diese Idyllen Eichendorffs mit den Tatsachen übereinstimmen. Carl Wilhelm von Bünting war 1768 wegen seiner militärischen Verdienste geadelt worden und erst im März 1804 als Generalmajor und Chef des Wertherschen Kürassierregiments Nr. 12 nach Ratibor gekommen. Einen der Büntingschen Offiziere erwähnt Eichendorff im Tagebuch unter dem April 1805. (Nowack, a. a. O. S. 30).

⁵⁹ Diese Kornfelder ebenfalls ein häufiges Motiv. Im jüngeren Eichendorff-Entwurf geht der alte Pfarrer zwischen den Getreidefeldern spazieren. Im Aufsatz: „*Der Adel und die Revolution*“ die Stelle: „In den Tälern unten aber schlugen die Kornfelder leise Wellen“ (HKA X/388).

⁶⁰ Diese Szene steht auf einem Einschaltblatt und ist nicht leicht dem anderen Text einzugliedern. Deshalb verlegt sie auch Nowack in seinem Abdruck nach Tost. Die Stelle: „wo die alte Zeit (Großmama) und die moderne Gesinnung gegeneinanderfechten...“ nimmt Bezug auf jene, unter Lubowitz stehende, wo die Großmutter die alte Zeit gegen den neumodischen Dr. Werner verteidigt.

⁶¹ Erscheint als längere Vorbereitung zu dem Kapitel Lubowitz; was in den Entwürfen skizzenhaft angedeutet ist, findet sich hier ausgearbeitet. Die Einleitung zu diesem Aufsatz: (*Erlebtes*) hat schon im Jahre 1839 eine kurze Vorbereitung gefunden in einer kurzen „Wanderszene“, die sich als Entwurf im Besitz des Freiherrn Karl von Eichendorff befindet und folgenden Wortlaut hat: (Ein Märchen in Prosa).

Ich wandre in der Nacht, Hunde bellen in der Ferne, es ist mir alles so bekannt, ich erkenne Lubowitz, im Schlosse ein Fenster noch erleuchtet usw. usw. Wie ich wieder in Lubowitz bin, alles geht zurück und wird so still, ich bin wieder ein Kind, wie damals: ich sitze auf dem Vogelherd, das alte, stille, schöne Lubowitz! Adel! Adel! Leser!

⁶² Vor allem die Stelle: „Hier wurde mit hergebrachten Späßen und Neckereien gegen die Damen scharmutziert, hier wurde viel Kaffee getrunken, sehr viel Tabak verraucht, und dabei von den Getreidepreisen, von dem zu verhoffenden Erntewetter, von Prozessen und schweren Abgaben verhandelt, während die ungezogenen kleinen Schloßjunker auf dem Kirschbaum saßen und mit den Kernen nach ihren gelangweilten Schwestern feuerten, die über den Gartenzaun in das Land schauten, ob nicht der Federbusch eines insgeheim erwarteten Reiteroffiziers der nahen Garnison aus dem fernen Grün importierte.“ (*Der Adel und die Revolution*, HKA X/388).

Noch blieb eine wichtige Bemerkung unberücksichtigt, welche der Dichter unter das zweite Blatt mit den Hexametern geschrieben,⁶³ und die uns neue Erkenntnisse vermittelt. „Ich denke die Lubowitzer Erinnerungen, Gruppen und Bilder in freier Prosa, in einzelnen Bildern usw. (– wie die historischen Phantasien im Morgenblatt –), wobei ich dann auch die Kraftstellen aus meinem Anfang der humoristischen Novelle,⁶⁴ namentlich das ganze Kapitel von meiner Geburt, sowie Grimm, Satyre, Ernst und Wehmut fein mit anbringen kann. – Ja – Ja!“

Diese Note zeigt, daß auch dieses heitere Kapitel von feiner [sic!] Geburt dem *Bilderbuch* eingereiht werden sollte, wenn es auch ursprünglich als selbstständige Szene gedacht sein sollte.⁶⁵ Es ist wahrscheinlich gedacht als Erzählung am nächtlichen Lagerfeuer, und muß als solches auch aufgefaßt werden.

Es soll hier nach dem Berliner Konzept folgen:⁶⁶

„Erstes Kapitel. (a) Der Winter des Jahres (1788) war so streng, daß die Schindelnägel auf den Dächern krachten, die armen Vögel im Schlaf von den Bäumen fielen und Rehe, Hasen und Wölfe ganz verwirrt in die Dörfer flüchteten. In einer Märznacht desselben Winters gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu L. ein wunderbares, geheimnisvolles Treiben und Durcheinanderrennen, Trepp auf, Trepp ab, Lichter irrten und verschwanden an den Fenstern, aber alles still und lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Mein Vater ging in dem großen, von einer Wachskerze

⁶³ Berliner Handschrift, Nr. 98.

⁶⁴ Man könnte vermuten, daß mit dieser humoristischen Novelle der Entwurf zur Novelle „*Unstern*“ gemeint sei. Diese Skizze befindet sich im Besitz des Frhr. Karl v. Eichendorff, ist noch unveröffentlicht und bleibt einer späteren Herausgabe vorbehalten. In der Chronologie der Werke Eichendorffs wird sie etwa dem Jahr 1838 zugeschrieben und hat vornehmlich biographischen Inhalt. Es sind zahlreiche Stellen der hier angeführten Skizzen wörtlich darin angegeben: Die Szenen vor seines Vaters Haus, der Garten, der Diener Daniel, Angela; ferner noch viel dramatischer das Kapitel von seiner Geburt.

⁶⁵ Es ist bedauerlich, daß die Literatur noch nicht auf diesen Umstand aufmerksam gemacht hat. Das Konzept, wahrscheinlich die erste Fassung, ist in der Berliner Handschrift als Nr. 96 enthalten. Im zweiten Teil erkennt man wieder den skizzenhaften Entwurf. Die Zugehörigkeit zum *Bilderbuch* ergibt sich deutlich aus der Anmerkung Eichendorffs. Die Bemerkung, daß nur das Nichtdurchgegriffene Geltung haben sollte, weist wohl darauf hin, daß es dem Dichter später bedenklich und unwahrscheinlich vorkam, sich selbst noch der Einzelheiten seines eigenen Geburtstages erinnern zu können.

Die Herausgeber dieses Kapitels haben zweifellos das uns vorliegende Konzept der Berliner Handschrift gekannt, erwähnen aber nicht die in späteren Jahren hinzugefügten Erweiterungen. Selbst die HKA scheint leider nicht die Handschrift, sondern ältere Ausgaben benützt zu haben. Zu einer historisch-kritischen Würdigung wäre die Angabe dieser Nebenumstände notwendig gewesen.

⁶⁶ Abgedruckt am vollständigsten bei Krüger S. 13 ff., dann HKA X/373, *Eichendorff-Kosch* S. 9.

ungewiß beleuchteten Tafelzimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchte er bald in die Nebestube, bald in den tiefverschneiten Hof hinaus; dann trat er unruhig an das Fenster, hauchte die prächtigen Eisblumen von den Scheiben und betrachtete den weiten gestirnten Himmel. Die Konstellation war überaus günstig. Jupiter und Venus blickten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte jeden Augenblick kulminieren. Da schlug plötzlich ein Hund an tief unten im Dorf, darauf wieder einer, immer mehrere und näher, eine Peitsche knalle und Pferdegetrappel ließ sich im Hofe vernehmen. Endlich! rief mein Vater, eilig vor die Haustüre hinausstürzend. Eine auf Kufen gesetzte, festverschlossene, altmodische Karosse dunkelte aus dem dicken Dampf der Pferde, wie aus einem Zauberrauch, in welchem der Kutscher seine erstarrten Arme gleich Windmühlenflügeln hin- und herbewegte. Bitte, Herr Doktor, sagte mein Vater, selbst den Kutschenschlag öffnend. – Sie sind wohl gar drin eingeschlafen? Auf Ehre, ein klein wenig, war die Antwort und aus dem Wagen erstaunlich fix sprang zu aller Verwunderung, anstatt des erwarteten Doktors, ein langer, schmaler Kerl, den niemand kannte, in einer ganz knappen, verschossenen Livree, aus welche beim hellen Mondschein seine Ellbogen glänzten, daß einen innerlich fror, wenn man ihn ansah. Mein Vater betrachtete ihn voller Erstaunen, der Fremde nahm schnell eine Handvoll Schnee und rieb sich damit die halberfrorne Nase, der Kutscher fluchte, der Schnee knirschte unter den Tritten, der Hofhund bellte, – da wurde ich in in der Stube neben dem Tafelzimmer geboren. Mein Vater, da er einen Kinderschrei hörte, blickte erschrocken nach dem Himmel: der Mond hatte soeben kulminiert! um ein Haar wäre ich zur glücklichen Stunde geboren worden, ich kam gerade um anderthalb Minuten zu spät, und zwar in der Konfusion mit den Füßen zuerst, man sagt, ich habe damit ein Entrecht gemacht.

Ich⁶⁷ meinerseits weiß mich nur noch dunkel soviel zu erinnern, daß ich so recht gemütlich und warm in der wohlgeheizten Stube in meinen Kissen lag und verwundert die spielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete. Das zahme Rotkehlchen war von dem ungewohnten Licht und Nachtrumoren aufgewacht, schüttelte die Federn, wie wenn es auch sein Bettchen machen wollte, setzte sich neugierig auf den Betthimmel vor mir und sang ganz duse, als wollte es mir zum Geburtstag gratulieren. Meine Mutter aber neigte sich mit ihrem schönen bleichen Gesicht und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwischen denen ich draußen die Sterne und den stillen Schnee durchs Fenster

⁶⁷ Der folgende Abschnitt ist vom Dichter durchgestrichen.

hereinfunkeln sah. Seitdem, so oft ich eine klare, weitgestirnte Winternacht sehe, ist mir immer wieder, als würde ich neugeboren. (b)

Daß ich aber, trotz der vortrefflichen Aspekten, die rechte Konstellation verpaßt, verdrießt mich noch bis auf den heutigen Tag, wie jenen armen Jungen, der bei der Hochzeit beinahe einen Kuchen bekommen hätte. Es wäre ja sonst für mich ein Kinderspiel gewesen, eine reiche Frau, einen Orden, vortreffliche Konventionen und Protektionen, anstatt meiner dünnen Figur, einen vornehmen *à plomb*, oder gar im Morgenblatt einen Lorbeerkranz zu bekommen. So aber ist der Vater erschossen, die Mutter vor Jahren gestorben, das Schloß verbrannt. Hoho, was kümmerts mich! Gebt zu trinken, – für andere! (Roher) sagt: das ist alles gleichviel, so oder so, die heutige Welt will Gleichheit haben, so will es die Natur! Oho! meint der Kavalier, die Welt ist gerade erst unsinnig aristokratisch, stellt die Ochsen über das Kalb, den Hund über die Katze, die Katze über die Ratze und Maus, und unter den Menschen echten hohen Geburtsadel des Talentes über das andere gemeine Pack. Ich habe immer gefunden, fiel hier ein ehemaliger Gelehrter, Kandidat der Theologie ein, es gibt nur ein Mittel, die Gleichheit herzustellen, das ist die Liebe, womit unser Herr Jesus Christus alle gleichgemacht hat vor dem Vater, indem er selbst durch eine fatale Konstellation Unterdrückten Macht gibt über das Talent, durch Tugend und die Kraft eines heiligen Willens – Amen! fielen hier mehrere ein und trillen den Kandidaten wegen seiner gelehrten Frömmigkeit, da ihm doch eben eine gestohlene Wurst aus der Tasche herausguckt.

Zweites Kapitel.

Er aber verteidigt sich und meint mit lateinischen Redensarten, wenn er auch so schlecht sei, so könne doch ein Schlechter erst recht erkennen, was gut sei, und wahrhafte Sprüche sagen, die sie alle wohl bedenken sollten. Er werde sich selber noch ganz bessern, müßte es aber leider noch ein wenig verschieben, bis er etwas in der Tasche hätte, (nämlich er will sich immer bessern, bereut immer sein Leben, bleibt aber doch immer ein Saufbruder) er bricht vielleicht, zu letzt, sich selber rührend, in Weinen aus. Aber die anderen trinken ihm zu, oder vielmehr schimpfen ihn einen feigen Frömmeler, Mucker usw., worüber er, dies wieder sehr übelnehmend, ganz wütend wird usw.

a) NB. Alles dies hier und umstehend nicht Ausgestrichne wird in dem nächtlichen Feldlager der Spitzbubenbande erzählt, und zwar den Anfang erzählt als seine Geburtstagsgeschichte ein junger Kavalier, (dessen Eltern aber im Krieg umgekommen, ihr Schloß verbrannt usw. und der durch Lüderlichkeit zuletzt selber unter diese Bande geraten,) der nun auch weiter – ironisch *à la* Brentano – seine erste Jugend, in diesem stillen Lubowitz erzählt, wie sie im Schloß immer vom Krieg erzählen, und wie sie im

Garten die Ohren immer auf den Rasen legen, und in der Ferne kanonieren hören. Da nimmt er eines Morgens die Flinte, geht auf die Jagd, in den Wald, dort trifft er fliehendes Gesindel, und so kommt er in den Krieg. (vgl. F. z. Seite.... Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg). Überall wo er dabei ist, siegen die Seinigen um ein Haar, werden aber zuletzt doch jedesmal geschlagen, so kommt er einmal, fliehend und abgerissen, und verhungert, nach Lubowitz zurück, da sind die Eltern usw. lange tot, verarmt, das Schloß verbrannt, der Garten verwüstet, aber voll Zorn sich an den Menschen zu rächen, so geht er in Lüderlichkeit, Elend unter und ist nun zuletzt unter diese Bande geraten. –

b) Hier steht vielleicht ein alter trockner Kerl auf und gibt dem Kavalier eine tüchtige Ohrfeige, denn er war selbst jener Kerl, in der Livree, der, von seinem Herrn weggejagt, ohne Unterkommen in der qu. Kutsche eingeschlafen war usw.“

Aus diesen Anmerkungen Eichendorffs zum Kapitel von seiner Geburt erkennt man, daß diese Erzählung nicht mehr dem Idyll von Lubowitz zueignet, sondern bereits einem späteren Abschnitt des *Bilderbuchs* zugeteilt werden muß. Am Entwurf selbst läßt sich erkennen, daß wiederum zwei Richtungen verflochten sind: eine erst rein erzählende, die bloß das Ereignis der Geburt und die damit verbundenen Umstände möglichst getreu schildern, und dann eine spätere, zweite, welche die ganze Erzählung in einen größeren Zusammenhang bringen will, die Kapitel zu einem Teil einer großen idyllischen Erzählung macht. Der inhaltlich-gedankliche Zusammenhang mit den Parallelen aus dem Roman „*Ahnung und Gegenwart*“ ist unverkennbar. Auch hier wird die Gestalt des Dichters zu einem „Kavalier“, der durch die verschiedenen Ereignisse und Schicksale zu einer Gestalt wird, die zu dem Eindruck, den die anderen Entwürfe hervorrufen, gar nicht mehr passen will. Andererseits aber entspricht es ja der Absicht Eichendorffs, die einzelnen Bilder ganz selbständig zu behandeln, überall ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden.

In dem Entwurf zum „Kapitel“ werden bereits Andeutungen gemacht über Erlebnisse aus der Kriegszeit, für die der Dichter ein eigenes Kapitel skizziert hat; wiederum eine abgeschlossene Handlung, die ihrerseits wieder einen ganz anderen Geist atmet. Sie ist als Randbemerkung der Skizze: „Winterabend in Lubowitz“ angefügt und in der Berliner Handschrift enthalten.⁶⁸ Sie lautet dem Text nach:

„Diese Novelle (*Winterabend*) wohl aus buntem Selbsterlebten aus Lubowitz und dem Krieg 1813, wie wir von der Slawikauer Windmühle die Kanonade von Cosel sehen,

⁶⁸ Berliner Handschrift Nr. 98.

usw. – Hierbei ist das qu. Fräulein sehr lustig, der Papa aber meint, dies Feuer dort werde noch alle verzehren, (prophetisch) das Fräulein schauert heimlich, aber sie lacht, da kommt der qu. französische Offizier angesprengt zum erstenmal usw. Vielleicht: Wie ein schöner französischer Chasseuroffizier ein Landfräulein in Oberschlesien ihrer sehr deutschgesinnten Familie entführt, mit Zustimmung des Fräuleins usw. – Verwicklung. – Daß die Eltern des qu. Fräulein heimlich den flüchtigen Witowsky bei sich versteckt haben, der französische Offizier heimlich ankommt, entsetzliche Angst des Fräuleins, jenem Versteck auf die Spur kommt, Entdeckung usw. – und alles nur an einem Haar hängt – große wachsende Spannung! – Freundlicher versöhnender Schluß, wo alles gut und fröhlich endet. (Vielleicht hierzu eine alte Novelle von H. von L. benutzen) – eine Novelle, wo der Sohn vom Schloß heimlich die Müllertochter liebt, – das Schloßleben und das stille Leben auf der Mühle, – (Windmühle?) immer formell nebeneinander-laufend.–“

In dieser Skizze sind wiederum mehrere Novellen vereinigt. Sie umgeben mehr und mehr den historischen Kern der ursprünglich gewollten Selbstbiographie. Und doch sind alle einzelnen Momente als solche doch historisch, und können aus den Tagebuch-Aufzeichnungen aufgewiesen werden: Die Kanonade von Cosel, die Slawikauer Windmühle, der französische Offizier.⁶⁹

Wie haben bereits Gelegenheit gehabt, auf die zahlreichen Zusammenhänge der Memoirenskizzen untereinander hinzuweisen. In der Einleitung zu „*Erlebtes*“ – die ja auch dem „*Bilderbuch*“ einzureihen ist – tritt plötzlich ein Einsiedler auf, der sich in einen alten verwachsenen Garten zurückgezogen hat. Und in der Tat sind auch zwei Skizzen erhalten, in denen ein Einsiedler sein Tagebuch, seine Memoiren, erzählt. Die nachfolgenden Texte werden ergeben, daß sie wiederum Rahmenentwürfe sind für das *Bilderbuch*. Zahlreiche Stellen und Einteilungspunkte sind aus dem Eichendorff- und Nowack-Entwurf bekannt. Eine erste Skizze ist in der Berliner Handschrift enthalten.⁷⁰ Text:

„Trösteinsamkeit.

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Verschiedene Betrachtungen (in Prosa): religiös, dithyrambisch, auch humoristisch à la Sancta Clara! Z. B.: Die Lüge der Welt: die Selbsttäuschung aus schwächerer

⁶⁹ Vergl. zusammenfassend darüber Krüger, S. 76 ff., die Tagebuchaufzeichnungen vom Januar 1807, HKA XI/167 ff.

⁷⁰ Berliner Handschrift, Nr. 99. HKA X/376.

Eitelkeit, wie der Staat wissentlich in seinen erkaufte Artikeln lügt, gleichwie der Vogel Strauß, der den Kopf versteckt usw. usw.

Die Lüge der Geschichte: a) in sich, wie Gustav Adolf und

b) in der Kunst, z. B. protestantische Darstellung des 30-jährigen Krieges, die vorgefaßten Systeme.

Die Tragödie der Zukunft = Siehe den Einzug in usw. Veith. – Diese Zeit: kein resolutes Ungewitter, sondern matte, tote Gewitterschwüle, die erst die Blitze präpariert, und das freie Atmen erschwert, recht geeignet, Pietisten zu hecken, – ohne Sturm und Blitze, welche zünden und leuchten.

Sehr im Irrtum sind die Pietisten, diese religiösen Pedanten, die nicht den Mut haben, weder zu glauben noch zu denken, und so, wie alles halbe, unerquicklich, wenn sie das Leben veröden, und in Schnürleiben schnallen möchten, die jedes freie Aufatmen unmöglich machen. Rechte Freude ist ebenso gut ein himmlischer Flügel, als rechte Not und Trauer, denn beide erheben, begeistern, regen auf, nur das **juste milieu**, die indifferente Gleichgültigkeit, die in der rechten Mitte gleichgültig schwebt, ist, wie überall, vom Übel. Warum soll ich mich nicht über schöne Gegend, Gedicht, Bild usw. freuen? Dem Reinen ist alles rein, der Unschuldige macht alles unschuldig, so wie denn auch die frommen Alten selbst das Heiligste zum Gegenstande lebendigen Humors machten. Der Pietismus ist nichts anderes als Prüderie, die eben im Unschuldigen errötend das eigene innere heimliche Teufelchen schadenfroh herausgucken sieht. Die enorme Langweiligkeit eines englischen Sonntags ist ohne Zweifel unheilbrütender als die unschuldige Lust in heiterem Gespräche usw., wo man wieder den Arbeitsschmutz der ganzen Woche von sich kehrt und sich innerlich stärkt. Man wende nicht die Klöster ein, die ja auch das Leben veröden. Das ist ein ander Ding. Der Pietismus ist auch nur ein **juste milieu**, das Mönchtum, wie es sein soll, dagegen eine völlige Umkehr ohne alle Konzessionen, die ohne fortdauernde Begeisterung gar nicht möglich ist. Ihr rühmt euch eurer Enthaltensamkeitsvereine, daß ihr Tee ohne Rum trinkt und Pretzel dazu eßt, usw. usw. Wollt ihr nicht frisch leben, geht ins Kloster! – Wollt ihr nicht usw.: geht ins Kloster! Tut Buße, Buße, Buße! – was soll ich aber erst gar sagen zu euch, ihr Philosophen? Das ist ein Vornehmtun gegen Gott! Ihr wollt alles besser wissen. Wie habt ihr's jemals bewiesen? Ihr, die ihr nicht einmal wißt, woher und wohin! Elende Ignoranten! Der einfachste Mönch mit seinem Köhlerglauben ahnt sicherlich mehr von drüben und von dem großen Zusammenhange der Welt, als eure Schulweisheit!

Eigentlich wohl: Briefe oder hinterlassene Papiere eines Einsiedlers. Eingang: Ich habe mich ganz zurückgezogen, die Natur ist meine einzige irdische Gesellschaft mit Vogel-

sang usw. usw. von der Welt vernehme ich zur ein fernes Tosen, in welchem nur das Tiefe, Vorzügliche, Ernste noch bis zu mir hergelaugt, das Gemeine, Eitle, Kleinliche aber ganz verloren geht. – Ich werde von Neugierigen, Städtern, Narren usw. besucht. – In diesen poetischen Rahmen eines Einsiedlers fasse ich nun (stets als „Ich“ sprechend) gleichsam mein ganzes inneres – und äußeres Leben, erzähle (*Dichtung und Wahrheit*) Szenen aus meiner Kindheit; Alt-Lubowitz, Tost, erste Versuche in der Poesie, den Feldzug unter Jahn usw., dazwischen tiefernste, niederschmetternde Bergpredigten, fromme Betrachtungen, Diatribe gegen das eitle, innerlich-hohle Berliner Beamtenleben, meine Probearbeit über die Klöster usw. usw. – auch Gedichte, Novellenbruchstücke, Humoristisches, mein Puppenspiel: „*Incognito*“ usw. usw. – in buntem Wechsel, wie ein Blumenkranz auf ein Grab. – Ich selber klage mich noch des Hochmuts an. –

Durchs Ganze eine Art Novelle, indem ich zuletzt unter den Besuchenden eine alte, längst verheiratete Geliebte mit ihren Kindern wiedererkenne usw. usw. – (Siehe umstehende Seite hier) Nämlich: Erzählen, wie mitten im Gebirge ein geheimnisvoller Einsiedler wohnt, – sein täglicher Lebenslauf usw. usw. – oder dies doch mit „Ich“ erzählen! – Da kommen nun die Weltkinder: eitle ehrstüchtige Beamte, Soldaten, Staatsmänner, Pietisten, schriftgelehrte Pharisäer, lebenslustige Fante und Spottvögel, stolze Geldaristokraten, dieser kommt mit glänzender Equipage, Leibjäger usw. mit großem Geräusch vorgefahren, fragt vorlaut – vornehm und ungestüm nach mir – er will mir imponieren. Diesen lasse ich sehr lange auf mich warten, achte dann wenig auf seine Prahlereien und, als er eben von seinem Glanz und Reichtum erzählt, sage ich endlich: Das ist sehr schlimm; und rate ihm, all sein Geld den Armen zu geben und auch Einsiedler zu werden. – Arme usw. usw. usw. ins Gebirge zum Einsiedler, um sich von ihm Rats zu erholen. Das sind nämlich alles Jugendfreunde, die mit mir studiert oder den Feldzug mit mir gemacht haben, und deren Jugendleben ich kurz und scharf andeute (wirkliche Bekannte! –). Des Einsiedlers grandiose Antworten darauf, Bergpredigten, humoristische Reden usw. usw. Nämlich der Haupttenor: daß ich alles ohne Rücksicht auf die gewöhnliche Weltmeinung und auch das: Was wird die Welt dazu sagen? aus der Vogelperspektive betrachte und beurteile. – (In der Art, wie der Graf Lukanor, nur für die jetzige Zeit! –)“

Dieser Entwurf, der deutlich in zwei Teile geteilt ist, bringt ein ganz neues Moment in den Geist der Memoirenfragmente. Das lyrisch-idyllische Moment, das die ersten Skizzen beherrschte, tritt vollständig zurück, ebenso das historisch-biographische. Mehr in den Vordergrund tritt das reflexive Rückschauen auf das ganze Leben, das mehr den

inneren Gehalt der Bilder erschließen möchte, als die Bilder selber zeichnen. Diese Wandlung des Grundgedankens zeigt besonders der erste Teil der Skizze, die nur Betrachtung sein will. Im zweiten Teil läßt sich der Zusammenhang mit dem *Bilderbuch* wieder besonders deutlich erkennen.⁷¹ Noch deutlicher wird dies durch eine Anmerkung, die unter dem Entwurf zur Winternovelle von Lubowitz steht: „Vielleicht: Einsiedelei (Einsiedler – Leben des Einsiedlers. Tages- und Nachtzeiten). In einzelnen fortlaufenden Gedichten: Wie der Einsiedler frühmorgens erwacht, wenn noch alles still im Walde usw. und sein Betglöcklein zieht usw. – wie er in seinem kleinen Gärtchen die Blumen begießt.

Durch die Blumen geht der Wind lind usw. –

Wie er Jagdhörner unten tiefer im Tale hört, eine Jagd, ein verirrter Ritter von der Jagd findet diese Klause, spricht mit dem Einsiedler, begreift nicht, wie er es hier so still aushalten kann, während unten alles kämpft, Ruhm erwirbt usw. Vielleicht kehrt auch ein Fräulein von der Jagd bei ihm ein usw.

(Hiezu wohl manches meiner neuesten fertigen – oder auch schon gedruckten Lieder usw. benutzen) – Vielleicht dies auch mit meiner Insel der Königin kombinieren, und alles in *Ottave rime!* –“

In dieser Notiz wird der Tageslauf des Einsiedlers beschrieben, von dem der erste Entwurf spricht.

Eine zweite längere Skizze ist in ähnlichem Geiste geschrieben. Sie läßt so recht den Charakter eines „Bilderbuches“ erkennen, und stellt in gewissem Sinne das geistig-inhaltliche Programm des Memoirenwerkes dar, das durch die beiden Stammentwürfe stofflich abgegrenzt ist. Nach der Entstehungszeit ist dies auch der letzte Entwurf, den Eichendorff zum *Bilderbuch* schrieb. Er lautet: **[Im Buch ist hier nochmals die Fußnote 71 notiert.]**

„Titel: vielleicht: Erlebtes,⁷² Ansichten, Skizzen und Betrachtungen.

Das Alter fühlt das Bedürfnis einer Überschau des vergangenen Lebens. Abendrot – weder Sentimentales, noch Reflexion ausgeschlossen. – Ich bin weit entfernt von der Einbildung, daß meine Persönlichkeit oder meine Schicksale von allgemeinem Interesse sein könnten, aber Streiflichter usw. Man erwartet daher nicht meinen Lebenslauf, aber Erlebtes: Ich will nicht mein Leben beschreiben, sondern die Zeit (und ihre Wechsel)

⁷¹ Man möchte meinen, diese Stelle sei durch Gedanken der Predigt des Johannes des Täufers am Jordan beeinflusst, vgl. *Evangelium nach Lukas*, 3. Kapitel. Berliner Handschrift Nr. 100. Wegener, VI/239.

⁷² Hier kehrt der Titel wieder, der schon bekannt ist als Überschrift über den beiden Aufsätzen: „*Der Adel und die Revolution*“ und „*Halle und Heidelberg*“.

in der ich gelebt, mit einem Wort: Erlebtes im weitesten Sinne. Wenn dennoch meine Person vorkommt, so soll sie eben nur der Reverbere sein, um die Bilder schärfer zu beleuchten. So sind nachstehende Skizzen, Betrachtungen usw. über das, was ich erlebt, entstanden. Die Welt in der Vogelperspektive, usw.

II.

Ich bin (1788) mit der Revolution geboren, der politischen wie der geistigen, literarischen, und die letztere habe ich mitgemacht. Übergang der alten Zeit zu der neuen, wie er selbst im stillen Landhausleben sich spiegelt: die Gegensätze usw., damaliges Carlsbad usw. Tost.

Die Sentimentalen und ihre Gegner: Die ritterlichen Renommisten, Spieß, Cramer usw., die philosophischen Romane und die Humoristen.

Unter dem Deckmantel der Philosophie, Loyalität usw. kämpften eigentlich nur die Leidenschaften gegeneinander, Drachen mit Lindwürmern. Die Ideen waren plötzlich Fleisch geworden, und wußten sich nun in dem plumpen Leibe durchaus noch nicht zurechtzufinden. Sehr ehrenwerte Männer wie Klopstock, Stolberg, Schiller usw. waren begeistert davon. Allein, die Revolution, da sie die materialistischen und humanistischen Ideen bis zu ihren letzten Konsequenzen auf die äußerste Spitze trieb, verachtete sich selbst. Es war der toll gewordene Rationalismus. Das Alte war eingerissen, und auch der Faden, der es mit dem Mittelalter, wenn auch nur lose, verband, war zerrissen. Es mußte also notwendig etwas ganz neues hervorgebracht werden. Aber woher sollte das kommen? Daher von dieser Katastrophe ab das verzweifelte Experimentieren bis auf den heutigen Tag. Der uralte Bau des babylonischen Turmes erneuerte sich mit seiner totalen Sprachverwirrung und teilte die Menschheit zum ersten in die neuen Völkerstämme der Liberalen, Radikalen usw. Es ist ein Irrtum, wenn man den damaligen Adel als die ausschließlich konservative Völkerschaft ansehen will. Der damalige hatte überhaupt nur mehr ein schwaches Gefühl und Bewußtsein seiner eigentlichen Bedeutung und Bestimmung, eigentlich nur noch eine vage Tradition zufälliger Äußerlichkeiten und folglich selbst keinen rechten Glauben mehr daran.

Vielleicht die Überschriften: Breslau – Halle – Heidelberg – Wien und „Der Krieg“ beibehalten. – Im Kriege lebendiges Bild des Jahn und der Lützower, nebst meinen Fahrten in Lübenau und Lübben usw. Veit, Kersting, –Brester – Ström usw. – die belagernde Landwehr – das damalige Paris usw.⁷³

⁷³ Hier zeigt sich der Zusammenhang zu allen anderen Entwürfen am deutlichsten, vgl. hierzu den Nowack-Entwurf.

Die damalige Aufregung hatte die frappanteste Ähnlichkeit mit 48,⁷⁴ nur mit dem Unterschiede, daß damals das Volk mit der Regierung oder vielmehr die Regierung mit dem Volke ging – die Welt war trunken und wollte sich nicht bloß an Napoleon, sondern zugleich auch an aller miserabelen Philisterei rächen, die sich bis dahin auf das tödlichste gelangweilt hatte. Es war die lebendig gewordene Romantik, die schon in den Zügen des Herzogs von Braunschweig, Schills und im Tiroler Volkskrieg vorspukte.

*Der Adel und die Revolution.*⁷⁵

Die alte Zopfzeit und die darin angerichtete Revolution der Revolution recht lebendig keck und humoristisch beschreiben! – Sehr alte Leute wissen sich wohl noch der sogenannten guten alten Zeit zu erinnern. Sie war aber eigentlich weder gut noch alt, sondern nur noch eine Karikatur des alten Guten. So sollte damals u. a. die Ritterlichkeit noch durch das Offizierskorps repräsentiert werden. Allein was geschah? Der alte Harnisch schrumpfte nach und nach zum Küräß, der Küräß zur bloßen Brustbedeckung und endlich zu einem kleinen handbreiten Blechschildchen zusammen, das die Offiziere, etwa wie jetzt die Orden II. Klasse, unter dem Halse trugen – und „der Zopf, der hing ihm hinten“. Also ein Ritter mit dem Zopf! Und dieser Zopf hing wesentlich mit dieser inneren Verwandlung zusammen: anstatt der alten deutschen Ehre: ein französischer *Point d'honneur* usw. und statt Freundin: Liebelei. Fouqués Helden sind öfter solche Gardeoffiziere in der 3. Position. – Keck lebendige Skizze des (Reiter-) Garnisonlebens in kleinen Städten: Bälle, Besuche auf dem Lande, Rati-bor – Lubowitz – das Landleben der Edelleute: Fuchsjäger, die von der Biderbigkeit Metier machen. Prätension bei Armut à la Don Ranudo de Colibrados – leichtsinnige Verschwendung – der Adel ist eine Idee wie der König; beide bedürfen des Glaubens an das Volk. Der war dahin, der Adel hatte sein Terrain bereits verloren, der Sturm der Revolution hatte ihn nicht gestürzt, sondern nur den zurückgebliebenen Schutt weggeblasen....

Das anscheinend zahme und friedliche vorige Jahrhundert nahm ein Ende mit Schrecken. Die Minen waren freilich längst gründlich genug gelegt, aber es wuchs Rasen darüber, auf dem fette Herden ruhig weideten, vorsichtliche Grübler wollten zwar manchmal schon heimliche Erdstöße verspürt haben, ja die Kirchen bekamen hie

[Faksimile Eichendorffs Aus der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“]

⁷⁴ Nach dieser Angabe ist der ganze Entwurf erst nach 1848 geschrieben, sehr wahrscheinlich erst 1857.

⁷⁵ Diese Skizze ist ein weiter ausgeführter Entwurf zu den beiden Aufsätzen, es findet sich auch Stoff zu „*Halle und Heidelberg*“. Die erste, andeutungsweise Fassung sind die entsprechenden Punkte im Nowack-Entwurf.

und da bedenkliche Risse, aber die Nachbarn lachten, da ihre Familienhäuser und Krämerbuden – wie im Faust der Krieg in der Türkei – daher die allgemeine Überraschung, – unversehrt standen, als endlich der innere Brand plötzlich explodierte. Man kann sich jetzt kaum mehr eine Vorstellung machen von der Verwirrung, die dieser Knalleffekt auf einmal durchs ganze Philisterium verbreitete. Man denke sich z.B. ein stilles Landschloß usw. – schroffe Gegensätze usw.

Ich war damals noch zu klein und zu kindisch und hatte anderes zu tun. Mir ist daher nur das Liebenswürdige jener Zeit im Gedächtnis geblieben: ein stiller Garten mit weiter Fernsicht in stiller Sommerschwüle, wo die Schmetterlinge über den Blumenbeeten flattern, von fern aber ein Gewitter, das wie ein wunderbar zackiges Gebirge aufsteigt und mit Blitzen in die Stille hineinspielt. –

Die Welt soll, nach neuerer Philosophie, gleichsam ein Uhrwerk sein, das von selber geht. Meinethalben zugegeben! – aber zuerst muß doch irgend jemand dieses Werk gemacht und aufgezogen haben. Und dieser unergründliche Jemand ist eben der Gegenstand aller Philosophie. Denn wenn auch in der Welt immerhin eine Urkraft notwendig fortwirkt, so kann doch unmöglich diese Urkraft sich selbst gemacht haben!

(Nicht bloß das 18. Jahrhundert war ein Kampf, sondern nur der Anfang eines großen Kampfes, der noch fort dauert. Die Universitäten sind die Pflanzschulen dieser geistigen Miliz. Meine Jugendzeit war durchaus eine Zeit des Kampfes, des Werdens. Die sogenannte gute alte Zeit war durchaus überwunden. Die früheren philosophischen Kämpfe hatten sie innerlich erschüttert, die Revolution und endlich Napoleon sie auch äußerlich zerschmettert. Was sollte aber nun dafür entstehen?)

Es arbeiteten nun zu Anfang unseres Jahrhunderts sofort dreierlei Elemente gegeneinander. Nämlich: die alten zähen Encyklopädisten, welche die Welt durchaus von Anfang wieder anfangen und mit dem bloßen Verstand abstrakt konstruieren wollten. Daher überall die neuen Gesetzbücher mit ihren Unrechten und Menschheitsveredlungen. Es ist daher sehr begreiflich, wie in dieser alles verwischenden Konfusion ohne Nationalität und Geschichte, ein kühner Geist wie Napoleon den Gedanken einer ganz gleichförmigen europäischen Universalmonarchie fassen konnte.

Die Romantiker, die in Religion und Staat auf die Vergangenheit zurückgingen, also eigentlich die historische Schule. – Daraus mußte von selbst endlich die Vaterlandsliebe das Deutschtum entstehen. Ein imaginäres Deutschland, das weder recht vernünftig, noch recht historisch war. – Hiernach nun den Sinn und die Intensionen jeder dieser Klassen, ihre Tugenden und ihre Irrtümer, Pedantereien und Karikaturen speziell nachweisen! Insbesondere auch den großen Impuls der Romantik auf alle Lebensver-

hältnisse. Alle bedeutendere Jugend hing der Romantik an, die Führer der Romantik: auch Görres, Arnim, Brentano usw., persönlich in lebendigen Bildern, vorführen. – Der Einfluß des Steffens in Halle (liest bei Abend, seine schöne Gestalt, die funkelnden Augen, der interessante, pikante, ausländische Akzent), des Görres, Arnim und Brentano gegen Voß in Heidelberg, des Fichte und Schelling in Jena, des Fr. Schlegel und A. Müller in Wien. Daraus: die heimliche, gegen die Franzosen gerichtete Begeisterung, die Vaterlandsliebe usw.

Jene drei Elemente zeigten sich denn auch damals auf den Universitäten. Nämlich ad 1: Die alten biedereren Juristen, lauter Kantianer, die Logik und das Naturrecht, hölzerner Schematismus usw. – Zu diesen hielten die ganz prosaischen Brotstudenten, d. h. die bloß auf Brot studierten. Allein

ad 2: Die Universitäten hatten dabei damals noch eine gute Erbschaft vom romantischen Mittelalter übernommen. Daher Tapferkeit, die Orden (Landmannschaften), Rittertum, Duelle. (Die Duelle scheinen leider als Ausgleich der Ehre dort noch nötig, wo die Ehre nicht vom Gesetz geschützt wird. Sie sind noch ebensowenig abzuschaffen, wie der Krieg, der aus demselben Grund ein Duell zwischen Nationen ist. – „Geduld und Gottvertrauen!“ ist leicht gesagt, aber für die Jugend schwer ausführbar. Das Nichtduellieren ist ein passives Erdulden der gemeinen Meinung, aber kein persönlicher Mut, keine Tapferkeit. Wir wollen keineswegs die Duelle verteidigen, sondern wünschen nur ein verständiges Mittel, sie wirklich zu beseitigen.) Uniformen, wildes Leben, Fußwanderungen, usw. Reichhardts Garten in Giebichenstein. Aus diesen Jünglingen gingen dann die Vaterlandsbefreier hervor. Aber dies alles artete aus in die Pedanterie der Landmannschaften.

Unter diesen bildeten wieder die literarischen Romantiker, d. h. die Anhänger der neuen Romantik, eine besondere Sekte: damals noch ziemlich eine *ecclesia pressa*. Da standen überall die gewaltigen Geister auf: Schelling, Schlegel, Görres, Steffens usw. Hier auch den Einfluß der Romantik auf die Religiosität im allgemeinen (dabei aber auch Extravaganzen der Romantik, wie Loeben usw.) und speziell bei den lauen und verrotteten Katholischen, die jetzt, zu ihrem eigenen Erstaunen, auf die Schönheit ihrer eigenen Religion aufmerksam wurden und auf diesem Wege sich vielfach bekehrten. (Schlegel und Ad. Müller wohl für die deutschen und namentlich Wiener Zustände vor dem Krieg aufsparen! Kunst gleich Zeit.)

ad 3: Die späteren, aus 1 und 2 wunderlich komponierten Universitäten. Politische Färbung, Deutschtümelei, Burschenschaften usw. einerseits, (auch die Burschenschaft, in ihrem Ursprung vortrefflich, artete in politischen Pedantismus aus usw., s. Bohlen

ad Halle!) und andererseits Pietismus (hier die Abhandlung über das Duell). Ob die Jugend dabei gewonnen? – Die großen Städte, z. B. Berlin, haben die ganze alte Bedeutung der Universitäten verwischt und sie in das Philisterium frühzeitig eingefangen. –

.... Zum Schluß vielleicht: Liebe Jugend, sei jung! – Predigt von der Pedanterie der Jugend. Thema: „O liebe Jugend, sei jung!“

Diese längere Skizze führt den Gedanken zu Ende, den der Einsiedler-Entwurf begonnen hat. Idylle, Handlung treten ganz zurück, die rückschauende Betrachtung wird der Grundgedanke des ganzen Werkes. Stofflich umschließt diese letzte Skizze alle Stücke, die zum *Bilderbuch* gehören. Dadurch wird auch auf das sicherste bewiesen, daß die beiden Aufsätze: „*Der Adel und die Revolution!*“ und „*Halle und Heidelberg!*“ zum *Bilderbuch* gehören. Dem Inhalt nach aber soll nun der gedankliche Kern der Erinnerung an Stelle der Ereignisse selbst niedergelegt werden. „Ich will nicht mein Leben beschreiben, sondern Erlebtes im weitesten Sinne.“

Damit schließt die Reihe der Skizzen zum *Bilderbuch*. Es erübrigt sich nur noch, die gewonnenen Erkenntnisse zusammenzufassen:

Das ganze Werk durchziehen zwei Entwicklungsreihen: nach Inhalt und Form. Wie schon mehrfach angedeutet, zeigt die Gestaltung des Inhaltes drei Stufen:

a) Die lyrisch idyllische Richtung; sie erfüllt die ältesten Entwürfe (1839) und soll in dieser, voll und ganz romantischen Art vor allem das Kindesalter schildern.

b) Die biographisch-historische Richtung; die meisten Skizzen gehören dieser Richtung an, wenngleich niemals alle Verbindungen und Anklänge mit den beiden anderen Stufen fehlen. Die Entwürfe dieser Art stammen auch aus einer späteren Zeit, wollen auch spätere Epochen seines Lebens zeichnen: die Lern- und Studienjahre, die Wanderzeit.

c) Die philosophisch-reflektierende Richtung: Diese Gruppe von Entwürfen ist im hohen Alter verfaßt, wahrscheinlich erst nach dem Tod seiner Gemahlin; gerade dieses Ereignis hat in den Gedanken des Dichters das Gefühl der Vereinsamung und damit das Motiv des Einsiedlers begründet. Die Gedankengänge dieser beiden letzten großen Entwürfe entsprechen ganz der reifen überschauenden Betrachtungsweise des Alters. Eichendorff ist hier nicht mehr Romantiker, wie in seiner Jugend, seine Memoiren sollen nicht eine aufgeschlossene, nach außen weisende Biographie sein, sondern eher ein klassisches, in sich ruhend abgeschlossenes Lebensbild.

Die äußere Ausgestaltung des Werkes, die Form nimmt den entgegengesetzten Werdegang.

Die erste und älteste Form ist die Idylle in klassischen Hexametern, das Ganze abgeteilt

in sieben Gesänge (wenn man *Halle und Heidelberg* in einen Teil zusammenfaßt). (Einleitung in Hexameter: Die Angela-Szene).

Dann wählt Eichendorff die freien ungerimten Jamben, die, wohl fünffüßig, den beiden Eichendorff-Entwürfen zugekommen wären. (Die Abteilung in Gesänge ist hier noch beim (angenommenen) ersten Gesang Lubowitz durch die Unterabteilung in die Vier Jahreszeiten fortgeführt und ausgebaut.)

Hiernach die gereimten Verse, wie beim Nowack-Entwurf; (hierzu eine Einleitung: Durch blum'ger Wiesen duft'ge Schwüle....) Diese Kunstform wendet sich mehr und mehr von den fremden Hexametern zum deutschen, vierfüßigen Jambus und zum Reim.

Und endlich: Prosa, mit eingestreuten, neuen und älteren Liedern. Also die romantische Kunstform der erzählenden Prosa.

Nur Fragmente kann uns die historische Forschung über das Leben des Dichters Eichendorff bringen. In Fragmenten nur hat er das *Bilderbuch* hinterlassen, das uns sein Menschentum nahegebracht hätte in *Dichtung und Wahrheit*. Was aber in diesen Blättern skizzenhaft als Dichtung aufgezeichnet ist, wird gerade unserer Zeit auch Wahrheit bleiben: Das Ringen und Kämpfen, das, wie ein unvermeidlicher Krieg zwischen Nationen die alte Zeit durch eine größere, neue ersetzen muß, auch jeden einzelnen in eine ganz persönliche Revolution hineinstellt: in das eigne Wachsen und Werden, das Durchkämpfen des Lebens, das von einer Stufe zur anderen schreiten muß, damit in der Persönlichkeit nichts veralten könne, sondern des Dichters eigenes Schlußwort verwirkliche: „Jugend, bleib jung!“

Eichendorff im Walde

Eine Jugenderinnerung von Dr. Augustin Wibbelt

Wenn ich an jene Tage vor mehr als vierzig Jahren zurückdenke, so ist es mir, als lägen sie in einer andern Welt. Die Zeit war noch nicht so beschwert von Fragen und Problemen, von Sorgen und Nöten, sie war noch leichter, lichter und lustiger, und vor allem – wir waren jung. Die Jugend ist eine schöne Sache, wenn sie sich frei und froh entfalten kann. Und wo kann sie das besser, als auf dem Lande, auf einem, wenn auch nicht reichen, so doch behäbigen Bauernhofe in einer fruchtbaren, waldreichen, anmutigen Gegend. Seit fünf- bis sechshundert Jahren saß unsere Familie auf derselben Scholle und war mit ihr so verwachsen und verwurzelt, daß die Liebe zur engen Heimat vielleicht das stärkste Gefühl war, das uns beherrschte. Nicht zum wenigsten auch mich, der ich doch gewissermaßen entartet war, da ich zum verdrießlichen Erstaunen meines Vaters nicht die geringste Neigung für Ackerbau und Jagd zeigte, sondern schon in ganz jungen Jahren ausgesprochene Anlage zum Bücherwurm verriet. Im Wandern, Reiten und Schlittschuhlaufen freilich wetteiferte ich mit meinen Brüdern und meinen – Schwestern. Die drei Schwestern standen mir besonders nahe, da ich vor ihnen als Gymnasiast und angehender Student eine rege Dozententätigkeit entfalten konnte. Sie waren bereit, in den Ferien alles mit mir zu studieren, sogar Mathematik und Philosophie; unsere Lieblingsfächer aber waren Literatur und Botanik. Was haben wir nicht alles gemeinsam gelesen! Stifter und Scheffel und Reuter und Dickens und Temyson, selbstverständlich auch Goethe und die anderen Heroen und sogar Dante – nur das *befreite Jerusalem* von Tasso haben wir trotz mehrfachen Anlaufes nie zu Ende gebracht. Wollten wir uns einen Hochgenuß bereiten, dann wandten wir uns zu unsern Lieblings-Lyrikern; machten wir doch selber auf diesem Gebiete verschämte Versuche, die wir jedoch nur der sehr beschränkten Öffentlichkeit unseres „inneren Kreises“ zugänglich machten. Unter den Lyrikern war unser erklärter Liebling Joseph von Eichendorff, dessen Namen uns schon wie lauterste Poesie klang. Und wenn wir Eichendorff würdig lesen und völlig auskosten wollten, dann nahmen wir den Wald zu Hilfe.

Nur der Bauerngarten und eine große Wiese trennten uns vom Walde, und es war ein ansehnlicher Wald, der größtenteils zu den gräflichen Forsten gehörte. Ein schönes Stück gehörte zu unserm Hofe. Da war Laubwald und Tannenbestand, da waren

mächtige Eichen und Buchen, dichtes Unterholz, Farnwildnis und freie Lichtungen, sogar eine Quelle war da und eine breite Schlucht mit einem unschuldigen Bächlein, da hausten Rehe und Füchse und Fasanen, auch ein Dachs sollte dort wohnen, und ein Bussard hatte seinen Horst auf einer hohen Eiche – kurz, es war ein respektabler Wald, dessen sich auch Eichendorff nicht zu schämen brauchte. Wir kannten ihn, wie Indianer ihre Jagdgründe kennen, wir wußten jeden Weg und Steg und jedes heimliche Versteck, denn wir hatten ihn von frühester Jugend auf durchstreift, stundenlang, ja halbe Tage lang. Mitten im dichtesten Walde lag unser Lieblingsplatz in einem Hagebuchenbestand. Da stand eine rohgezimmerte Bank, und davor war eine alte Feuerstätte, wo schon oft die lustigen Flammen gespielt hatten. Dorthin zogen wir an stillen Herbstnachmittagen, wenn der Wald in allen Farben prangte. Erst wurde ein Feuer angezündet, und darauf verstanden wir uns wie Zigeuner. Dann wurde ein kräftiger Kaffee gebraut, den wir als Stimmungsmacher zu schätzen wußten. Die Sonne warf goldne und violette Lichter auf das erste Herbstlaub am Boden, ein Häher schrie gellend auf, der Specht zimmerte irgendwo in der Ferne, ein Schuß rollte weither durch den Wald – und wir schlugen unsern Eichendorff auf.

Wie war er uns so wohl vertraut! Die weiten Hallen und rauschenden Wipfel des Waldes, das lauschende Reh und der wehmütige Klang des Hornes, das blitzende Sonnengeleucht und die weißen Nebel, die träumende Mühle im Grunde, die lustigen Jäger und die frohen Wanderer, alles war uns so wohl bekannt und so lieb, und doch war alles in seinen Liedern noch viel schöner, als wir es kannten, erhöht und verklärt, eingetaucht in das goldene Licht seiner Poesie. Eichendorff muß man im Walde lesen, er fordert den Wald als den naturgemäßen Hintergrund und er – verträgt den Wald. Das Letzte ist keineswegs bei allen Dichtern der Fall. Wir machten die Wahrnehmung, daß manche andere Lyriker, auch wenn sie noch so schön vom Walde sangen und in der winterlichen Stube ansprechend wirkten, den Wald selber nicht vertrugen. Es wollte dort nicht klingen. Es fehlte den Versen der Duft des Waldes, sie waren nicht waldgewachsen, nicht waldbodenständig, es war bestenfalls Gartenpoesie. Aber Eichendorff bestand die Probe, der Wald klang harmonisch zusammen mit seiner Poesie. Und wenn man ihn in der Stube las, während vor dem Fenster die Flocken wirbelten, dann weckte er ein tiefes heißes Heimweh nach dem lieben grünen Walde, seiner Freiheit und Frische und wunderbaren Märchenseligkeit.

Wie weit liegen jene Stunden, die ich zu den schönsten meines Lebens zähle, nun hinter mir! Zwei von meinen treuen geschwisterlichen Gefährten deckt der Rasen; die dritte, die jüngste, hält mir Haus, und mit ihr kann ich noch in stiller Stunde die goldenen Fäden der Erinnerung rückwärts spinnen bis hin zu den alten, schönen, längst verklungenen Tagen.

Eichendorff im Kriegstagebuch – –

Von Max Jungnickel

In mein Kriegstagebuch schrieb ich, im Frühling 1915, unter russischer Sonne, die Zeilen über Eichendorff:

Joseph von Eichendorff.

Er muß bei erster Morgensonne gezeugt sein, im Walde, bei Blumen und erwachendem Bienensummen.

In seinen Adern singt und rauscht der deutsche Wald.

Er war in Zeiten der Knechtschaft kein Freiheitsheld.

Er rannte in den Wald, sang ihm ein ewiges, freies Lied, riß sich ein Schwert in die Faust, begrüßte jubelnd die wartenden Kameraden und schlug drein.

„Deutsch Panier, das rauschend wallt,

Lebe wohl,

Schirm' dich Gott, du schöner Wald!“

Und er war dennoch ein Ewiger.

Genau so ewig wie der alte, liebe Mörike, der im Schlafrock durch die Wiesen humpelte, zu jeder Blume „Guten Morgen“ sagte und den Krieg ganz vergaß.

Über deutsches Heimatgefühl bei Eichendorff

Von Adolf Dyroff

Die Zeit liegt nicht weit zurück, da man uns einreden wollte, der Mensch dürfe kein Vaterlandsgefühl, er müsse ein Allmenschheitsgefühl haben. Als einzig berechtigten Rest des überlebten Vaterlandsgefühles wollte man nur die Heimatliebe bestehen lassen. Nicht lange aber dauerte es, da erscholl gerade aus dem Kreise, der das Allmenschheits- oder Weltgefühl an die Stelle der Vaterlands- und der Nächstenliebe hatte setzen wollen, der Ruf: Wir müssen auch im Vaterland ein Ideal sehen und dürfen und sollen das Wort wieder in den Mund nehmen! Welches auch die Beweggründe dieser Gegenregung sein mochten, ob außenpolitische, ob andere, sie war in jenen Tagen größter Gedanken- und Gefühlsverwirrung eine Tag und hoch dankenswert. Vaterlandsliebe steht zur Nächstenliebe als Menschenliebe keineswegs im Widerspruch. Und über die Heimatliebe erhebt sie sich gerade nach der Richtung hin, in welcher auch der Vorzug der Nächstenliebe liegt: Sie ist eine gesunde, natürliche, lebensechte Überwindung des Egoistischen, das in die Heimatliebe sich nur zu leicht einschleicht.

Aus dieser Ursache ist jedes leibhaftige Beispiel einer natürlichen Darstellung der rechten Ehe zwischen Heimat- und Vaterlandsliebe ein ewiger Wert. Kein Zufall ist es, daß wir Eichendorff geradezu als Vorbild auf solchem Wege ansprechen können. Die Renaissance hatte die Naivität zerstört, die dem mittelalterlichen Menschen bei der Ausgleichung der beiden Lebenskräfte glücklicherweise noch eigen war, indem sie die begrüßenswerte stärkere Betonung der Heimatverehrung überstark werden ließ und so die Atomisierung der Menschen- und Völkereinheiten durch Überwuchern der Völkereinheiten im Rahmen der Menschheit, der Stammeseinheiten beim deutschen, der Regionaleinheiten beim italienischen Volke begünstigte. Frankreich, England, Spanien, die Länder, die sich von dem Renaissancegeist nicht ganz durchdringen ließen, haben nur das Nationalbewußtsein gefördert, ohne dem Zerfall des nationalen Einheitsbewußtseins zu opfern, wie das in Deutschland geschah. Italien wurde die erste und wirksamste Quelle der im 19. Jahrhundert siegreichen Einheitsbewegung zwar bereits schon in der Renaissancezeit durch die Dante-Begeisterung geschenkt. Doch war es dort erst die Danteromantik des 19. Jahrhunderts, die zum Einheitsstaate führte. In Deutsch-

land war es eine andere Romantik, vor allem die des Novalis und Friedrich Schlegels, die den Ausgleich brachte. Und Eichendorff ist ein Jünger dieser beiden Großen.

Aber schon sein Leben lockte, ja zog ihn in die Richtung, die uns in ihm den natürlichsten, kräftigsten Heimatdichter von allgemein deutscher Prägung schuf. Elternhaus, Anlage, Jugendlektüre senkten unverlierbare tiefste Eindrücke von Garten, Blumen, Wäldern, duftigen Fernen in seine Seele. Halles Giebichenstein und Heidelbergs Schloß, die Felsen, Wälder und Schluchten des Harz, die Wälder und Täler um Heidelberg und der Neckar und Rhein raunten unauslöschbare Rätselworte von der Seligkeit deutscher Natur in das Ohr des Jünglings. Die Reisen mit dem treuen Begleiter, dem Bruder Wilhelm, erweiterten nach zwei Seiten seinen Blick. Über Straßburg, wohin Görres Schicksal wies, wo Goethes Meister Erwin aus herrlichstem Dome sprach, über die Zaberner Steige mit ihren Sagen und verfallenen Schlössern, über Burgund und Lothringen ging es nach Paris, wo „der Tyrann“ herrschte, wo Ludwig XVI. einst zum schauernden Erschrecken der Familie Eichendorff von seinem blindwütigen Volke hingemordet worden war, wo altdeutsche Schätze in den fremden Bibliotheken schmachteten. Von Frankfurt, der Stadt der Kaiserkrönung, zog das Brüderpaar über Friedrich Schlegels deutschen Freiheitswald, den Spessart, nach dem andern deutschen Schicksalsstrom, der Donau, und zur Kaiserstadt Wien. Und dann kam als krönender Abschluß die Reise zum Grafen Loeben nach Berlin. Wieder ein machtvoller Strom der Begleiter! Und die Helden des „*Wunderhorns*“, von Arnim und Clemens Brentano, ihre Geleiter durch die überaus anregende Gesellschaft der in mannhafter Sittlichkeit aufstrebenden preußischen Hauptstadt! Nicht zu vergessen Fichtes Vorlesungen! Fichtes, der der Herold eines geläuterten Deutschtums war! Wann und wie ein andres, letztes Ferment alten und neuen deutschen Heimatgefühls, die Meeresehnsucht, in dem Dichter rege gemacht wurde, stehe dahin. Vielleicht ist auch hierin für ihn Berlin die Schicksalsstadt! Schon in „*Abnung und Gegenwart*“ klingt das Motiv der Meeresfahrt mehrfach deutlich an. Nicht nur am bedeutsamen Schluß, der Graf Leontin mit seiner Julie durch die Meerfahrt den Ausweg aus einer durch Europas, der „Metze“ und „Philisterin“, Schuld verfahrenen Lage finden heißt (III, 24)! Nein, schon in der Schilderung des lustigen und doch mit Schrecken redenden Idylls am abgelegenen Waldschlößchen des Herrn von A. (I 8 und 9), in welchem Nowack mit Recht das Eichendorffsche Jagdschlößchen Summin erblickt. Da singt Leontin, mit Viktor auf dem Kahne durch den im Walde verborgenen Schilfteich fahrend:

Wie eines Stromes Wellen
Geht unser Lebenslauf.
Gesanges Macht und Ringen

Tut helle Augen auf.
Und Ufer, Wolkenflügel,
Die Liebe hoch und mild –

Es wird in diesem Spiegel
Die ganze Welt zum Bild.
Dich rührt die frische Helle
Das Rauschen heimlich kühl,
Das lockt dich zu der Welle,
Weils draußen leer und schwül.
Doch wolle nie dir halten
Der Bilder Wunder fest.
Tot wird ihr freies Walten,
Hältst du es weltlich fest.
Kein Bett darf er hier finden.
Wohl in den Tälern schön
Siehst du sein Gold sich winden,
Dann plötzlich meerwärts drehn.

So wird der Strom zum Führer nach dem unendlichen Ozean, der in die Ewigkeit frischesten Seins weist. Jetzt verstehen wir, warum unmittelbar vor der hier zuerst angeführten Strophe, die den Strom als das Bild des Menschenlebens erfassen lehrt, die Worte stehen:

Wir haben wohl hienieden
Kein Haus an keinem Ort,
Es reisen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.

Und wiederum singt Leontin, als ein Gewitter gerade über den beiden nächtlichen Waldfreunden hinzieht:

Schlag mit den flamm'gen Flügeln!
Wenn Blitz aus Blitz sich reißt,
Steht wie in Rossesbügeln
So ritterlich mein Geist.
Waldrauschen, Wetterblinken
Macht recht die Seele los.
Da grüßt sie mit Entzücken,
Was wahrhaft ernst und groß.

Es schiffen die Gedanken
Fern wie auf weitem Meer.
Wie auch die Wogen schwanken,
Die Segel schwellen mehr.
Herr Gott, es wacht Dein Wille!
Wie Tag und Luft verwehn,
Mein Herz wird mir so stille
Und wird nicht untergehn.

Daß eben Leontin so meerfreudig ist, indes Viktor bald tollkühn mit dem Kahne schaukelt, bald mit dem Walde Echopossen treibt, ist ein sehr feiner Zug, eine psychologisch

wirksame Charakteristik des seiner ganzen Natur nach auf wagemutige Tapferkeit gestellten Leontin. Nicht um dem Vaterland den Rücken zu kehren, sondern weil es ihm versagt ist, mit der Jungfrau Europa weiter zu liebeln, die „so hochherzig mit ihren ausgebreiteten Armen dastand, als wollte sie die ganze Welt umspannen,“ aber „die alten, sinnreichen, frommen, schönen Sitten abgelegt“ hat und „frei mit dem gesunden Menschenverstande verkehrt, dem Unglauben, Gewalt und Verrat“ (III 14 S. 266 f. bei Kraehe). In dem noch unberührten Waldesgrün eines andern „Weltteils“ will Leontin „Herz und Augen“ stärken und sich die Ehre in Erinnerung an die vergangene große Zeit, sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig bewahren, damit er der künftigen, bessern, „die wir alle hoffen“, würdig bleibe und sie ihn rasch und rüstig finde. Wenn endlich die Zeit herandämmere, die ihn Gott erleben lassen möge, dann müsse auch seine junge Gattin Mut genug haben, ihm fröhlich zuzurufen: „Ziehe hin! Denn was Du willst und sollst, ist mehr wert als Dein und mein Leben.“

Und seine Julie ist bereit, „ihr Leben etwas Höherem unterzuordnen“. In einer Romanze von der deutschen Jungfrau erzählte sie, wie ein deutsches Ritterfräulein, das zuvor für die väterliche Burg heiß gekämpft, lieber den „römischen Rittersmann“, der, von ihrer Schönheit besiegt, sie zur Braut begehrt und der auch ihr gefiel, in die Flammen der brennenden Väterburg stieß und selbst nachsprang in den Tod, als daß sie das Heim der Väter um schnöder Lust willen preisgab. Es ist klar, was Leontin und Julie sagen wollen: Nie wird ein freier deutscher Mann die Heimat und das Vaterland dem welschen Tyrannen überlassen, so verlockende Zukunft er hinstellen mag. Kommt die Zeit zum Kampf mit dem Unterdrücker, so hat der Deutsche seinen Mann zu stehen und, soll es sein, sein Leben zu opfern wie die deutsche Jungfrau. Der „römische Ritter“ ist Napoleon! Der Roman entstand zwischen 1806 und 1812, vor den Befreiungskämpfen Deutschlands! Die Gräfin Romana in dem Roman ist die Vorkämpferin des sittenlosen wälschen Geistes. Eichendorff ist ein Romantiker, der die essentielle Verderbtheit des nicht mehr jugendlichen „Romanentums“ haßt. Daher wird in „*Viel Lärm um Nichts*“ der Vertreter der höfischen Verführungskunst „Prinz Romano“ genannt. Warum bleibt aber Leontin nicht in der Heimat und sucht da das künftige Bessere vorzubereiten? Weil, wie die Schicksale Leontins und Friedrichs ihnen sagten, der welsche Feind mit unentrinnbarer Gewalt und teuflischem Spürsinn alle wackeren Vaterlandsfreunde verfolgt und ihre Tätigkeit lahmlegt, ein Verbleiben aber durch fruchtlose Unruhe und Bestrebung nur Leontin selber in der allgemeinen Misere vernichtet hätte (267); „denn wer, von Natur ungestüm, sich berufen fühlt,

in das Räderwerk des Weltganges unmittelbar mit einzugreifen, der mag von hier flüchten, so weit er kann“, sagt Friedrich (273). Aber Eichendorff kennt ein wirksames Mittel, dem deutschen Volke zu helfen: „Es ist noch nicht an der Zeit, zu bauen, so lange die Backsteine, noch weich und unreif, unter den Händen zerfließen. Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andre Hilfe als die Religion. Denn wo ist in dem Schwall von Poesie, Andacht, Deutschheit, Tugend und Vaterländerei, die jetzt, wie bei der babylonischen Sprachverwirrung, schwankend hin und her summen, ein sicherer Mittelpunkt, aus welchem alles dieses zu einem klaren Verständnis, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könne? Wenn das Geschlecht vor der Hand einmal alle seine irdischen Sorgen, Mühen und fruchtlosen Versuche, der Zeit wieder auf die Beine zu helfen, vergessen und wie ein Kleid abstreifen und sich dafür mit voller siegreicher Gewalt zu Gott wenden wollte, wenn die Gemüter auf solche Weise von den göttlichen Wahrheiten der Religion lange vorbereitet, erweitert, gereinigt und wahrhaft durchdrungen würden, daß der Geist Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum in ihnen gewänne, dann erst wird es Zeit sein, unmittelbar zu handeln und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wiedereroberte Reich zurückzuführen. Und in dieser Gesinnung bleibe ich in Deutschland und wähle mir das Kreuz zum Schwerte. Denn wahrlich, wie man sonst Missionarien unter Kannibalen aussandte, so tut es jetzt viel mehr not in Europa, dem ausgebildeten Heidensitze.“

Das ist das Lebensprogramm des Grafen Friedrich, des eigentlichen Helden des Romans, nach langen und tief schmerzlichen Lebenserfahrungen, die ihm die feige, heuchlerische Gesellschaft der Stadt zugefügt (274). Und in dieses Lebensprogramm soll auch die lebensechte Poesie miteingebaut werden. „Der Dichter ist das Herz der Welt.“ Die Entwicklung hat dem damals noch jugendlichen Dichter recht gegeben. Die Arndt, die von Stein, Gneisenau, und wie sie alle heißen, hatten sich durch Religion ihr Gemüt stark und weit gemacht. Ihre Religion wob ihnen ein unzerreißbares Band um Heimat, Vaterland und Menschheit. So bereiteten sie die neue Zeit vor. Wie ganz anders hat der glaubenfeindliche Georg Herwegh Eichendorffs Wort vom Kreuz als Schwert aufgenommen:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!

Alle sollen Schwerter werden.“

Seine „innere Mission“ – stammt auch dieser Begriff von Eichendorff? Oder von Friedrich Schlegel? – ging nur auf die Freiheit und so verarmte er das deutsche Volk und fiel in Unehre. Nicht so wie Herwegh, aber doch mit bedauernswerter Veräußer-

lichung erneuerte Gustav Freytag den Gegensatz zwischen Friedrich und Leontin: Anton, der in Deutschland bleibt und dort sich redlich abmüht, auch die Braut eringt, ist der, der dem Vaterland zu Hause helfen will durch Arbeit, der nach Amerika segelnde Volontär Fritz aber ist eine schwache Doublette zu Leontin. Doch auch Anton mindert Friedrichs Idee herab: Er hat die „frohe Botschaft“ Christi nicht erfaßt wie Eichendorff, der immer wieder die Gefahr sieht, die das bloße Hängen „an Not und Brot“ der Seele schafft. Wie eigen hat unser Dichter das: „Sehet die Lilien des Feldes“, durch das Christus tausendjährige Last von den Menschenherzen nahm, in seine Sprache übersetzt! Aber eben, weil er nicht an philisterhafter Lebensauffassung krankt und seine Freude am Nachwuchs nicht im Kinderwiegen aufgeht, kann er das rechte, freie Verhältnis zur Heimat und Familie finden. Darum ist es doppelt bedeutsam, daß er in seinem großen Vaterlandsroman jene idyllischen Szenen einlegt, die alle um das elterliche Waldschlößchen Summin gruppiert sind. Nowack hat uns unterrichtet, daß Summin der romantische Lieblingsaufenthalt des jungen Eichendorff war. Der von ihm geforderte und ganz nahe gelegte Vergleich zwischen dem, was das Tagebuch und der Roman über das einsame Schlößchen geben, beweist in der Tat, daß hier der Romandichter seiner Heimatliebe freien Lauf läßt. Einer mehrfach geäußerten Ansicht entgegen, setzt er dort in die große Phantasielandschaft das echt naturalistisch gewonnene Detail ein: das Schlößchen in den Forsten, das Dörfchen Summin, die Hütte des Jägers, den beschilften Teich. Und auch höchst persönliche Erinnerungen an drollige und erschütternde Erlebnisse kehren wieder: der Auszug der Freiherrnfamilie am „Rumpelmorgen“ mit Sack und Pack, die Streiche Viktors, des „Kaplans“ Ciupke, vor allem der Verkleidungsball mit Karikaturen, die Verspottung Pientaks, die Kahnfahrt zu zweien auf dem Waldteich, der Gerichtsverwalter, ein Brand in der Nachbarschaft, freilich nicht der des Waldschlößchens u. a. Gewiß ergänzt der Roman, besonders dort, wo Viktors barocke Einfälle geschildert werden, die nur zu kurzen Stichworte des Tagebuchs, wie das Tagebuch den Roman erläutert. Aber der Roman tut da noch viel mehr: Er läßt uns dort mit Händen greifen, wie der Dichter Heimaterinnerungen umschmilzt im Feuer einer tiefgreifenden Religion zu Bildern des ganzen Menschenlebens. In diesem Falle hat Eichendorff die Kahnfahrt auf dem Teiche nicht um der drei Lieder willen gedichtet, die Leontin singt – das wäre der Fall, sänge Leontin nur das erste, ein reines Liebeslied („Schlafe, Liebchen, weils auf Erden / Nun so still und einsam wird“) –, nein es ging ihm hier, wie die aufgewiesene Beziehung zum Schluß des Romans ergibt, wo Leontin und Julie in ganz anderer, idealer Liebe zu einander stehen, darum, sein Heimatgefühl hinauszubauen in

den großen Dom seiner deutschen Vaterlandsliebe. Wie hoch die Kunst des Schlesiers dasteht, dafür öffnet uns ein Vergleich der Teichscene mit der Teichscene aus Storms „*Immensee*“ die Augen. Storm, der von Eichendorff sonst abhängig ist, mißbraucht beinahe das Teichmotiv, indem er es einer künstlichen Allegorie dienstbar macht: Der Held schwimmt im Mondenlicht nach der fernen Seerose und erreicht sie nicht. So zieht er auch die Hand von der Jugendgeliebten zurück, die die angetraute Frau eines anderen geworden. Der Rationalist, der Storm trotz seinem Liebäugeln mit dem Geheimnisvollen war (gleich E.T.A. Hoffmann), bedarf eines krassen Mittels, um dort einen festen Verstandesdamm zu errichten, wo das felsengewachsene Ufer der Religion abgetragen ist.

In bescheidener Form vertieft Eichendorff im gleichen Zusammenhang sein Heimatgefühl dort, wo er Leontin mitten im erfolgreichen Jägerkreise die „ketzerische“ These aufstellen und verteidigen läßt: „Ich liebe an der Jagd nur den frischen Morgen, den Wald, die lustigen Hörner und das gefährliche, freie, soldatische Leben“. Wieder geht es gegen die Philisterei: „Die eigentlichen Jäger vom Handwerk,“ sagt Leontin, „sind die eigentlichen Pfuscher der Jägerei, Narren des Waldes, Pedanten, die den Waldgeist nicht verstehen; man sollte sie gar nicht zulassen, uns andern gehört das schöne Waldrevier.“ Spricht Leontin auch im Übergenuß des Weines und in einer merkwürdigen Erregung, so verbirgt sich hinter seiner schalkhaften Verspottung der schier endlosen Jagdgespräche doch ein tieferer Sinn. Wieder drückt das Leontin im Liede aus (I 8 S. 80). Er ruft den Jägern zu:

Was tragt ihr Hörer an der Seite,
 Wenn ihr des Hornes Sinn vergaßt,
 Wenn's euch nicht selbst lockt in die Weite,
 Wie ihr vom Berg frühmorgens blast?
 Ihr werd't doch nicht die Lust erjagen,
 Ihr mögt durch alle Wälder gehen.
 Nur müde Füß' und leere Magen –
 Mir möcht' die Jägerei vergehn!
 O nehmet doch die Schneiderelle,
 Guckt in der Küche in den Topf!
 Sonntags dann auf des Hauses Schwelle
 Krau' euch die Ehfrau auf dem Kopf!

Solchem Philisterjäger, den die Hirsche und Rehe selber auslachen, was übrigens ein echtes Gebilde der wirklichen Jägerphantasie ist, stellt Leontin den „Jäger wohl-

geboren“, dem sich das Hirschlein von selbst stellt, gegenüber. Sein Zeichen ist die rosenrote Gesichtsfarbe und das Jägerhorn. Vor allem die Verliebten, freilich nicht die sentimentalsten, „die weinerlich Betrübten“, zählen zur richtigen Jägerzunft. Das Lied schließt:

Mein Schatz ist Königin im Walde.

Ich stoß ins Horn, ins Jägerhorn!

Sie hört mich fern und nah wohl balde,

Und was ich blas, ist nicht verlorn.

„Ich glaube, ich blase gar schon aus des Knaben Wunderhorn,“ unterbricht sich da Leontin selber und hört auf. Das also ist „der Sinn“ des Wunderhorns: „Sich am Waldesgrüße erlaben, am Morgenrot und grüner Lust, so recht von frisch’ und starker Brust“. Was Eichendorff zu unsern staatlichen Forstmeistern gesagt hätte, deren einer behauptete, er sei nicht dazu da, Tiere zu schießen, sondern den Wald zu pflegen, ist schwer zu sagen. Vermutlich würde er ihnen recht gegeben haben, weil sie dem Walde zu Volkes Gunsten ihre ganze Liebe schenken wollen, ihre Liebe somit nicht spießberhaft egoistisch ist – falls sie nur rechte Freude am Walde hätten. Sicher würde er dem Förster E.T.A. Hoffmanns zugestimmt haben, der in den „Elixieren des Teufels“ sein Amt als Gottesdienst auffaßt und ausführt. Er würde auch jenen Förstern von heute lebhaft beipflichten, die den durch häßliche Bierflaschen und weggeworfene Fettpapiere verursachten „Fraß – der Menschen am Eichbaume“ nicht minder hassen als den Raupenfraß im Fichtenholze, die in den noch so elegant weggeschleuderten Zigarettenrestchen und Zündhölzern die gefährlichsten Feinde der Forsten sehen. Und darum dürfen die Jäger von heute auch nicht grollen. Denn was er will, ist dasselbe, was sie, denen wir die gegründete Hoffnung auf ein Wiedererstehen des alten deutschen Waldes nach Jahren feindlicher Zerstörung danken, mit heißem Herzen wollen: Erhaltung und Erneuerung eines Fundamentes unseres Heimat- und Naturgefühles. So mögen sie sein Wort verstehen: Uns anderen gehört der Wald.

So treffen wir bei Eichendorff selbst an versteckter Stelle Ideen, die nicht nur Ahnung sind, sondern auch Gegenwart. Nicht erstaunlich! Das Leben und die Geschichte spielen zwar immer neue Spiele, aber die Karten, die ihnen zum Spiele gemischt und gegeben werden, sind immer die alten. Das möge auch von Deutschland gelten!

Reichspräsident von Hindenburg in Lubowitz

Von Alfons Nowack

Joseph von Eichendorff schrieb einmal im Alter über Lubowitz: „Jetzt ist alles anders dort. Fremde Leute gehen in dem alten Garten; es kennt mich dort keiner mehr.“ Das trifft für die jetzige Zeit bestimmt nicht zu. Und wenn es wirklich noch Oberschlesien gab, die nicht wußten, daß Schloß und Park Lubowitz das Jugendparadies des großen Romantikers war, so werden die Zeitungsberichte über Besuche prominentester Persönlichkeiten in Eichendorffs Heimat diese Ignoranz wohl beseitigt haben. Am 12. Mai 1925 wandelte Kardinal Bertram, ein warmer Verehrer des Dichters, im Schloßpark. Im Herbst 1928, am 18. September, kam des Deutschen Reiches getreuer Eckart, Reichspräsident von Hindenburg, nach Lubowitz. Das war ein ganz großer Tag für das sonst so einsame schlichte Oderdörflein. Von Niedane bis Brzesnitz, von Brzesnitz bis zum Schloß Lubowitz bildeten Schulen und Vereine ein schier endloses Spalier. Brzesnitz, die Heimat des Breslauer Fürstbischofs Emanuel von Schimonsky, eines guten Bekannten Eichendorffs, hatte vier, Lubowitz zwei Ehrenpforten aufgebaut. Von der Höhe des Lubowitzer Kirchturmes, der ein Wahrzeichen des Odertales ist, wehte eine lange Fahne, die dem im Kraftwagen von Ratibor kommenden Reichspräsidenten schon bald hinter Ratibor auffiel.

Gerade beim Angelusläuten traf Hindenburg in Begleitung des Oberpräsidenten Proske und des Landeshauptmanns Piontek unter dem Jubel einer zahlreichen Volksmenge vor dem Schlosse ein und wurde hier vom Besitzer, Herzog Viktor von Ratibor, und dem Landrat des Kreises begrüßt. Da ohnehin schon eine bedeutende Verspätung einzuholen war, sollte nun eigentlich bald die Rückreise nach Ratibor angetreten werden, aber Hindenburg erklärte: „Wir steigen aus.“ Nach Begrüßung der Familie des Herzogs und seines Pächters schritt er durch das Vestibül und das alte historische „Tafelzimmer“ in den Park. Hier machte Hindenburg unter Führung des Landrats, der geeignete Erklärungen gab, einen Rundgang, während aus dem Grün, von einem Männerchor gesungen, die Eichendorffschen Weisen „*O Täler weit, o Höhen*“ erklangen. Durch den Laubengang ging es zur „Kanzel“, jenem lieblichen Aussichtspunkte, von dem der Blick über das grüne Odertal zu den Höhen von Pogrzebin und

[Abb.: Aus Eichendorffs Heimat. An der neuen polnischen Grenze]

den blauen Beskiden schweift, dann oberhalb des „Hasengartens“, wo Eichendorff einst das oben erwähnte herrliche Lied dichtete, auf dem Wege, den der Dichter zahllose Male gegangen, zu der Wiese am Schloß, wo Sudoller Mädchen Reigen und Volkstänze aufführten. War das ein prächtiges Bild! Der greise Reichspräsident, umgeben von seinem Gefolge, der herzoglichen Familie, dem Ortspfarrer, Gutsbesitzern der Umgegend, dem Gemeindevorsteher und Beamten, unter den uralten Eichendorff'schen Linden auf einem Klubsessel, den munteren Tänzen der jungen, in Volkstracht gekleideten Oberschlesierinnen mit freudigem Auge zuschauend! Wahrhaft ein lohnendes Motiv für einen Maler! Nach dreiviertelstündigem Aufenthalt in Lubowitz verabschiedete sich der Gast und fuhr unter begeistertem Hurra der Menge nach Ratibor zurück. – In dem alten Schloßpark aber wurde es wieder still. Nur durch die Laubkronen der alten Linden, unter denen Eichendorff einst als Knabe gespielt, schien ein freudiges Raunen zu gehen über die Ehrung, die Deutschlands Erster Mann dem Genius des großen Dichters erwiesen.

Fort ist das bunte Toben,
Verklungen Sang und Klang,
Und stille ist's hier oben
Viel hundert Jahre lang.

(Eichendorff, Auf dem Schwedenberge bei Lubowitz 1809.)

Uraufführungen Eichendorff'scher Bühnenspiele

Von Karl Freiherr von Eichendorff

Eichendorffs Stärke liegt in seinen Heimatliebe, Wanderlust und Gottvertrauen atmen den Liedern, die ihn ebenbürtig an die Seite unserer hervorragendsten Lyriker, nicht nur der Romantik, sondern unserer gesamten Literatur stellen, neben Goethe, Mörike und Uhland. Wie kein zweiter deutscher Dichter lebt er durch seine Lieder in unserem Volke fort. Was wußte jedoch noch vor zwei Jahrzehnten selbst der gebildete Leser von den sonstigen Erzeugnissen seines Geistes? Wer kannte damals Eichendorffs historische, politische und biographische Schriften, seine einzigartige „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“, seine dramatischen Werke? – Niemals hat es natürlich an Männern gefehlt, die seine Begabung auch für das Schauspiel zu würdigen verstanden, die ihn als einen unserer feinsinnigsten Stilkünstler erkannten und seinen Witz und seinen Humor zu schätzen wußten. So bezeichneten die „*Blätter für literarische Unterhaltung*“ (1829 Nr. 100) Eichendorffs Bühnendichtung als „ein beachtenswertes Gedicht, voll Phantasie, voll Poesie, voll dramatischer Wirkung und vor allem voll köstlichen Humors“ und einer der bedeutendsten Kritiker seiner Zeit, Wolfgang Menzel, stand nicht an zu erklären, daß Eichendorffs Dramen an Feinheit den besten spanischen Stücken gleichkommen, und daß die geniale Auffassung der Charaktere an Shakespeares beste Lustspiele gemahne. Das Theater indessen verhielt sich ablehnend. Immer wieder wurde achselzuckend darauf hingewiesen, daß die Dramen unseres Dichters trotz vieler innerer Vorzüge, der Bühnenwirksamkeit entbehrten. Bei der antiromantischen Einstellung der Zeit war dieser Mißerfolg vorauszusehen. Auch für die dramatischen Dichtungen Eichendorffs gilt das von Goethe geprägte Wort: „Wer kann sein Schiff von den Wellen sondern, auf denen es schwimmt.“

Über die erste Aufführung eines Eichendorff'schen Schauspieles am 27. Febr. 1831 im Stadttheater zu Königsberg i.Pr. berichteten die „*Neuen Preussischen Provinzialblätter*“: „Zur Feier der Eröffnung des Landtages ward Eichendorffs ‚Letzter Held von Marienburg‘ gegeben, nach einmaliger Aufführung aber schon ad acta gelegt, was bei den hervorragenden Schönheiten der Dichtung der teilweise sehr mangelhaften Darstellung zuzuschreiben ist“. – Eine spätere Aufführung des Dramas in Breslau zeitigte das

gleiche Bild. Die Mängel der Darstellung und das Fehlen der erforderlichen Ausstattungsmittel beeinträchtigten auch hier den Erfolg.

Die Uraufführung des Lustspieles „*Die Freier*“ erfolgte am 2. Dezember 1839 im Theater der Ressource zu Graudenz. Eine zweite von der Literarischen Gesellschaft veranstaltete Sondervorstellung fand am 13. Januar 1908 im Lortzinghaus zu Münster i. W. statt. Das bis auf den letzten Platz besetzte Haus dankte den Spielern mit freundlichem Beifall für die interessante literarische Ehrung des letzten Ritters der Romantik. Die neuerwachte lebhaftige Teilnahme für die Schöpfungen Eichendorffs ist auch dessen Dramen zu gute gekommen. Der Münchener Schriftsteller und Dramaturg Dr. Otto Zoff darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine der bezauberndsten Dichtungen der deutschen Romantik für die Bühne erobert zu haben. Durch straffere Zusammenfassung und dramatische Zuspitzung der Handlung, sowie durch Kürzung unnötiger Längen hat er, ohne die charakteristische Eigenart des Autors anzutasten, das deutsche Theater um eine [sic!] durch heitere Frische und gesunde Romantik sich auszeichnendes Bühnenstück bereichert. Die Aufführungen der „*Freier*“ in der Zoffschen Bearbeitung in Bad Godesberg a. Rh. Und im Frankfurter Schauspielhause am 11. und 13. Januar 1923 hatten einen aufsehenerregenden Erfolg. Der Bearbeiter sowohl als auch der Komponist, Christian Lahusen, wurden wiederholt jubelnd herausgerufen. Auch die zahlreichen Aufführungen durch die Kammerspiele in München und die nachfolgenden Vorstellungen in anderen Städten, wie Berlin, Düsseldorf, Augsburg, Mannheim, Regensburg, Hamburg, Heidelberg, Bonn, Gablonz und M.-Gladbach lösten rauschenden Beifall aus. Allerorts herrschte richtige Kunstspiellaune und herzliche Freude über die Auferweckung dieses ausgelassenen Spieles der Phantasie, dieser echt deutschen Komödie.¹

Eine weitere Inszenierung des Lustspieles wurde von der Bayerischen Landesbühnen herausgebracht. Die Uraufführung der von Klaus Gurr hergestellten Bearbeitung (Musik von Otto E. Crusius) erfolgte am 27. Januar 1923 in Memmingen. Wiederholungen fanden am 5. und 6. Februar in Rosenheim statt. Das etwas drastische Spiel wurde beifällig aufgenommen.

Auch Eichendorffs Lustspiel „*Wider Willen*“ erlebte fast hundert Jahre nach seiner Entstehung am 11. Februar 1928 auf der Schauspielbühne zu Bad Godesberg a. Rh. seine fröhliche Auferstehung. Der Bearbeiter Dr. Walter Kordt leistete hier eine Schatzgräberarbeit im eigentlichen Sinne des Wortes, da das literarisch wertvolle Bühnenstück erst fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters im Rahmen einer Disser-

¹ Ein Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek enthält den von Zoff bearbeiteten Text.

tation veröffentlicht wurde und somit nur einem ganz kleinen Leserkreise bekannt war. Kordt gebührt das Verdienst, in geschickter, pietätvoller Weise das liebenswürdige, dichterisch feine Werkchen in ein moderneres Gewand gekleidet zu haben. Seine Aufgabe war es in der Hauptsache, einige in Verlust geratene Blätter der Urschrift im Geiste des Autors zu ergänzen und die die Handlung oft überwuchernden zeitsatirischen Anspielungen zu beseitigen. – Vergleicht man die beiden erwähnten Lustspiele miteinander, so ist eine gewisse Übereinstimmung in Bezug auf Motiv und Technik unverkennbar, doch zeigt „*Wider Willen*“, was die Bühnengestaltung anbetrifft, nicht unwesentliche Vorzüge. Der übersichtliche Aufbau der Handlung und die in gereimten Trochäen leicht dahinfließende Sprache geben dem aus der Vergessenheit aufgetauchten Erzeugnisse der heiteren Muse Eichendorffs einen besonderen Reiz. Während der Aufführung wurde das Spiel wiederholt durch lauten Beifall des Publikums unterbrochen.

Über eine zweite Bearbeitung des Lustspielfragments „*Wider Willen*“ durch Dr. Vontin war bis jetzt näheres nicht in Erfahrung zu bringen. Nach einer Zeitungsnotiz von Ende Mai dieses Jahres soll bei hochwertiger Regie ein anmutiger Abend zu stande kommen. Der erste Hamburger Versuch habe eine Möglichkeit erwiesen, die als graziöses Kammerspiel an größerer Stätte erprobt zu werden verdiene.

Auf der Godesberger Bühne gelangte am 13. März 1929 Eichendorffs ergötzliches Puppenspiel „*Das Inkognito*“ zur Uraufführung. Auch dieses vom Dichter nicht veröffentlichte und uns nur unvollständig erhaltene Werk wurde von Walter Kordt im Sinne Eichendorffs ergänzt und einer erstmaligen Bühneneinrichtung unterzogen. Es handelt sich hier um eine 1841–44 entstandene, in ihren drei Fassungen von Hugo Häusle 1910 vollständig herausgegebene, politische Satire. Die üblen dienstlichen Erfahrungen veranlaßten den Verfasser gegen den damals vorherrschenden Bürokratismus von seiner poetischen Waffe, der Schneide des Wortes, Gebrauch zu machen. Die Zeit des aufgeklärten Liberalismus wird in dem Stücke glänzend karikiert. In seiner aufschlußreichen Untersuchung liefert Häusle den zum Verständnis des Zusammenhanges erforderlichen Kommentar.²

² Vergl. „*Deutsche Quellen und Studien*“, Heft 6.

Adalbert Stifters Kunstanschauung und unsere Aufgabe

Von Adalbert Müller-Bonn

In jungen empfänglichen Jahren hörte Adalbert Stifter, als Zögling des Benediktinerstiftes Kremsmünster, aus dem Munde seines geistlichen Lehrers den Satz, der gleichsam wie ein Blitz zündend in ihn einschlug, den Kern seines Wesens traf und die Mitte seines Schaffens wurde, „das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche im Gewande des Reizes dargestellt. Das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen, und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung, als Gutes, Wahres, Schönes, in Religion, Wissenschaft, Kunst und Lebenswandel.“ Dieser Satz wurde ihm im Laufe seines Lebens eine Wahrheit, unbedingt wie Gott, und er bekennt noch wenige Jahre vor seinem Tode: „... aber das Hohe der Menschheit, das Edle, und, sagen wir es, das Göttliche, suchte sich aus mir zu den Menschen herauszulösen, es ist mir Lebenserfüllung“ (An G. F. Richter, 21.6.1866).

Die Kunst ist ihm also die Erscheinung des Göttlichen und das höchste Kunstwerk, in dem sich das Göttliche offenbart, ist die Welt, die Natur, als „sichtliche Offenbarung Gottes“ und der Mensch als ebenbildlicher „Träger des Göttlichen“. „Wir heißen das Göttliche, insofern es auch sinnlich wahrnehmbar ist, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht.“ Das höchste Streben des Künstlers muß sein, dieses allem Geschaffenen inwohnende Göttliche im Werke auszudrücken, und nur diejenigen Kunstwerke haben dauernden Bestand, die in der zeitlichen Form einen ewigen Gehalt ausdrücken. Echte Kunst ist nur an das Ewige gebunden und unterliegt keiner Zeit.

Die Welt wird gleichsam im Kunstwerk zum zweiten Male neu geboren und die Tätigkeit des schaffenden Künstlers ist ein Gleichnis der Schöpfung Gottes. Aber nur derjenige vermag es zu schaffen, dem es als ein Geschenk der Gnade zu teil wurde. Stifter besaß diese hohe Gabe von Geburt: „Ich fühle seit meiner Kindheit auf das lebhafteste das Göttliche im Menschen und in der Natur“ (An Hippl, 13.2.67), und von diesem Gefühl für das Göttliche, das im Kunstwerk seinen Niederschlag findet, schreibt er an den Maler Piepenhagen (13.12.59): „Der Künstler hat jenes Ding in seiner

Seele, das alle entzückt und das keiner nennen kann. Manche nennen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe ec.... ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, teils als Charakter, teils in Handlungen, und das der Künstler in dem darstellt, was er hat, in zeigenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit und wären es die kleinsten...“ Das höchste Schöne aber, in dem das Göttliche am vollkommensten in Erscheinung tritt, ist die Natur. Sie ist die Sprache, wie Wackenroder schreibt, die der Höchste selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit fort redet, sie ist – als das vollendetste Kunstwerk – das ewige Vorbild aller schaffenden Künstler. So kann der Mensch, der das Göttliche durch die Kunst darstellen will, nichts Besseres tun, als in seinem Werk die Natur nachzuahmen und dem Finger Gottes gleichsam nachzufahren.

Wenn auch die Kunst so wahr und wirklich sein soll, wie ihr Vorbild, die Natur, und zwar „je poetischer, desto wahrer“ (Novalis), muß es doch eine Wirklichkeit ganz anderer Art sein, wie sie eben dem Geiste des schaffenden Künstlers entspringt. Der Wille, „Ehrfurcht vor der Wirklichkeit zu haben“, mit dem Stifter seinen *Witiko* schrieb, „die Dinge zu geben, wie sie sind“, darf nicht dazu führen, die Natur einfach zu kopieren (Naturalismus). Diese Art von Realismus weist Stifter in den Bereich der Naturwissenschaften, für die Kunst aber ist er „grobe Last, ... da zuletzt die geistige Idee es ist, welche das Kunstwerk als solches emporträgt, weshalb in Kunstwerken die bloße Wirklichkeit ohne Idee dürr und leer bleibt, die bloße Idee ohne Wirklichkeit bodenlos ist.“ Erst die Verbindung von Realismus und Idealismus, durchsetzt von der persönlichen Eigenart des Künstlers, macht das vollendete Kunstwerk aus. Es mutet merkwürdig modern an und gilt ebenso für unsere Tage, wenn Stifter ausführt: Wie weit die sachliche Wirklichkeit in einem Kunstwerk zu geben ist, hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt ... bisher ist das dem Gefühl des Künstlers anheim gegeben gewesen ... ich meine die Sachlichkeit müßte eben wieder im Ganzen liegen“ (Aprent, Brfe. III. Bd. 158).

Als Jünger, als Schüler Jean Paul's, stand Stifter lange Zeit im Banne der Romantik und wir finden gerade in ihrem Kreis manche Äußerung, die Stifter's Kunstanschauung, daß das Göttliche im Gewande der Schönheit erscheine, nahe kommt. Schelling hat die Definition des Schönen gegeben, daß es das Unendliche endlich dargestellt sei, und A.W. Schlegel nennt, in Anlehnung an Schelling, das Schöne symbolische Darstellung des Unendlichen. Alles Dichten sei ein ewiges Symbolisieren. Auch für Novalis entsteht durch Poesie „die höchste Sympathie und Koaktivität, die

innigste Gemeinschaft des Endlichen und Unendlichen.“ Am nächsten kommt den Anschauungen Stifter's aus dem Kreise der Romantik wohl Wackenroder mit seinen „*Herzensergießungen*“ in ihrer innigen Kunstförmigkeit und Andacht. Für beide sind Religion und Kunst eng verschwistert. Wenn wir bei Wackenroder lesen: „Jedes schöne Werk muß der Künstler in sich antreffen, aber nicht sich mühsam in ihm aufsuchen; die Kunst muß seine höhere Geliebte sein, denn sie ist himmlischen Ursprungs; gleich nach der Religion muß sie immer teuer sein; sie muß eine religiöse Liebe werden oder eine geliebte Religion, wenn ich mich so ausdrücken darf,“ so finden wir bei Stifter hierfür manche gleichlautende Entsprechung. Ihm ist die Kunst das höchste irdische Gut, ein Zweig, eine Schwester der Religion, die „zur Andacht und Gottesverehrung stimmt.“ „Religion und Kunst in höchster Stufe in eins zusammenfallend sind das einzige Gut des Menschen; alles, Wissenschaft, Gewerbe, der Staat selbst, sind nur Mittel.“

Aber Stifter hat sich vor der Gefahr bewahrt, sich grenzenlos in der Verehrung des „unendlich Schönen“ zu verlieren, wie es Jean Paul der Romantik vorhält. Er weiß, daß es neben der Kunst noch „unzählige Erhebungen zum Göttlichen“ gibt: Ergebung, Pflichttreue, Gebet, Reinheit des Wandels. Die Religion steht über der Kunst: „sie wird als Höchstes dem Unendlichen gegenüber sogar Anbetung und ist daher ernster und strenger als das Kunstgefühl, hat aber nicht das Holde des Reizes desselben“ (Nachsommer). So vermeidet Stifter die Ästhetisierung der Religion und vertauscht die Wahrheit des Christentums nicht mit seiner Schönheit. In ihrer höchsten Form sind sie eins. Ja, die Schönheit ist recht eigentlich der Widerschein der Wahrheit (*pulchritudo est splendor veritatis*, Augustin). Aber auf ihn als Künstler übt gerade die Schönheit besondere Gewalt und Anziehungskraft aus, zumal die Religion sich gerne in das Gewand der Kunst kleidet und die Kunst im Dienste der Religion ihre schönsten Blüten entfaltet. Die Kunst ist nach seiner Anschauung Führerin und Religion, indem sie den Menschen „mildert, veredelt und für Hohes empfänglich stimmt.“ Wenn die Religion durch ihre Göttlichkeit zum himmlischen Glücke führt, so führt die Kunst „durch den Reiz mittelbar dahin, sie kann daher die irdische Schwester der Religion heißen“ (*Über Wirkungen der Kunst*, Aprent, Verm. Schr. I. 323).

Wie Kunst und Religion, zwar unterschieden, doch eng verbunden sind, so nahe stehen sich bei Stifter auch Priester und Dichter. Es ist, als ob der alte Zustand, wie ihn Novalis so innig herbeiwünschte, wieder verwirklicht wäre, daß Priester und Dichter wie in Frühzeiten der Völker wieder in einer Person vereinigt sind (Vates = religiöser Seher und Dichter). „Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die hohen Priester, sie sind die Wohltäter des menschlichen Geschlechts“ (*Bunte Steine*, Vorrede).

So faßt auch Stifter seine Aufgabe als Dichter, der seine Kunst nicht zum „Vergnü- gungsmeister der Menge“ hergibt. Wie die Kunst dem Menschen Göttliches vermit- telt, so soll der Mensch durch die Kunst über sich selbst erhoben, Gott nahe gebracht werden. „Wir gehen gleiche Wege“, schreibt er an Piepenhagen, „nämlich ein Höchs- tes der Menschheit (das ist der Schönheitssinn unstreitig) fester gründen und ein- pflanzen zu helfen. Dadurch wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werden, daß seine Stirn sich kläre und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat und die er noch so oft durch niederes Streben trübet.“

Dies ist der hohe Sinn der Kunst, ihr letzter Zweck und ihr innigstes Ziel, außer der Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes den Menschen „mit holder Sinn- lichkeit und mit ernster Vernunft zur Gottheit zu leiten und ihn mit bewußter Würde über sich selbst zu erheben“. Durch die Anschauung des Schönen wird der Mensch des Göttlichen, das sich in ihm verbirgt, teilhaft. Die Kunst ist das Organ des Göttli- chen und der Dichter, wie der Künstler überhaupt, ist als „Priester des Schönen“ sein Vermittler.

Das Schöne ist zugleich das Heiligste. Dieser Satz Hölderlin's war auch Stifter ganz zu eigen. Er ist recht eigentlich der Dichter des Rein-Schönen. Ihm ist es gelungen, das Sinnliche und Sittliche in inniger Durchdringung zu verbinden. Das Unsitt- liche ist für ihn a priori unschön. Wer lasterhaft ist, vor dem flieht die Muse, schreibt er einmal. Er weiß um das „*mysterium iniquitatis*“, um die Herrschaft des Bösen und die Existenz des Unsittlichen. Aber es soll keinen Platz in dem heiligen Bezirk der Kunst haben. Es ist mir widrig, nicht, daß ein Unsittliches in der Welt ist (das wird immer sein), sondern daß es noch Geltung im Höchsten, was der irdische Mensch hat, in der Kunst beanspruchen will“ (An Heckenast, 3.10.55). Wenn die Kunst das Göttliche vermittelt, so kann es nicht anders als zugleich sittlich sein. „Das Sittengesetz durch den Reiz der Kunst zur Anschauung gebracht, ist der Kern der Kunst.“ Die Schön- heit ist ihm eine stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin.

Was hier in unserer Darstellung leicht den Anschein abstrakter und gewaltsamer Zu- sammenzwängung erweckt, ist bei Stifter zu organischer, lebendiger Einheit verbun- den. Schönheit und Sittlichkeit sind bei ihm, wie ein Novaliswort lautet, fast wie Licht und Wärme in der Geisterwelt.

Die Kunst ist als „Schwester der Religion“ zugleich eine Freundin der Kultur. Ohne Kunst gibt es keine Kultur. Wo sie fehlt, da herrscht Barbarei. Sie ist immer

„der Durchgangspunkt zur Kultur“ und soll von ihrer hohen Warte aus alles Andere durchdringen. Von ihr erhofft Stifter nicht nur beim Einzelnen „Bildung des Geistes und Veredelung des Herzens“, sondern zugleich Hebung des allgemeinen Geschmacks, der Geselligkeit und einen günstigen Einfluß auf Handel und Gewerbe, ja selbst auf die politischen Beziehungen der Völker. „Der Standpunkt der Kunst eines Volkes ist immer der Standpunkt seiner Menschlichkeit.“

Von einer verfallenden Gegenwart, die im Stofflichen zu versinken droht, hebt Stifter stets wieder den Blick zu jenen Zeiten, in denen am vollkommensten das Ideal der Vereinigung von Kunst und Kultur, Schönheit und Sitte verwirklicht ist: zur Antike und zum Mittelalter. Sie bedeuten ihm die Hochzeiten des Menschengeschlechts. In der Antike findet er den „feinsten Sinn vollendeter Menschlichkeit“, vollkommen in einfacher, ruhiger Größe. „Jener innigste Schönheitssinn“, klagt Stifter, „war nur einmal in der Welt und kam seitdem nicht wieder. So tief war jener Sinn in den Herzen der Griechen, so fein ihr Gefühl für Gesetz und Maß in den Gestaltungen.“ Neben ihnen können nur einige Jahrhunderte des Mittelalters bestehen, nicht durch gleiche Vollendung der Form, sondern durch seelenvoll vergeistigten Ausdruck.

Im Vergleich zu ihnen sind wir tief herabgestiegen. Statt der einfachen und ruhigen Größe herrscht gespreizte und gewaltsame Darstellungskunst und der Stoff triumphiert über den Geist. Trotzdem oder weil wir aufgeklärter, wissender und technisch vollkommener geworden sind, haben wir nicht mehr die gesammelte Kraft des Glaubens und die lebendige Reinheit des Geistes, um solche Werke gestalten zu können, wie die Alten sie schufen. Im Einzelnen fertiger und vollkommener geworden, missen wir doch den Blick für das Ganze. Seltener noch blüht in verlassener Einöde ein vollendetes Werk und wenige nur haben den rechten Blick es zu erkennen. „Reine Werke sind einem solchen Volk ein Fremdes, es wendet sich von ihnen, daher rührt die Erscheinung, daß dieselben Werke der Kunst ein Zeitalter rühren und begeistern können und daß ein Volk kommt, dem sie nicht mehr sprechen. Sie verhüllen ihr Haupt und harren, bis andere Geschlechter an ihnen vorüber wandeln, die wieder reines Sinnes sind und zu ihnen emporblicken. Diesen lächeln sie, und von diesen werden sie wieder, wie herüber gerettete Heiligtümer, in Tempel gebracht“ (Nachsommer).

Als Kritiker und Richter seiner wie unserer Zeit, lenkt Stifter den Blick immer wieder auf die Antike und das Mittelalter, nicht um in romantischer Träumerei aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten, sondern um „im Bewußtsein der Vergangenheit Neues zu schaffen.“ „Wenn unsere Zeit vom Stofflichen wieder in das Höhere übergeht, so kommt zuerst eine Periode der Nachahmung, von Mißgriffen und

Ungereimtheiten, bis ... die Zahl der Hellerblickenden größer wird, bis man nach einer allgemeineren und begründeteren Einsicht vorgeht und aus den alten Bauarten neue, der Zeit eigentümlich zugehörige, entsprossen.“ Nicht Wiedererweckung der Vergangenheit, sondern Erneuerung der Gegenwart ist seine Forderung. Mag auch die Zeit der Erfüllung noch ferne liegen, mögen auch die Worte des einsamen Rufers in der Wüste scheinbar ins Leere verhallen: „aber dennoch ist es Pflicht, die Worte zu sagen.“

Weil die Kunst so unlöslich eng mit der Kultur verbunden ist, weile sie gerade in unsrer Zeit, die den Sinn der Welt im sinnlich Sichtbaren begrenzt sein läßt, immer wieder auf Höheres, Überirdisches hinweist, ist ihr Dasein für ganzes und volles Menschentum von unendlicher Bedeutung. So ruft Stifter alle, die berufen sind, zum Schutz und zur Pflege der Kunst auf. Geistige Mittelpunkte sollen errichtet werden, „von denen höhere Bildung und geistiger Halt ausgeht, der dem einreißenden Versinken und Versumpfen entgegentritt und den Blick wieder auf Höheres und Würdigeres lenkt.“ Dazu sollen auch diejenigen mithelfen, die zwar nicht selber die Kunst ausüben, aber sie im weiteren Sinne pflegen und sie für fernerstehende Kreise vermitteln. Vielleicht tragen auch sie „im Dienst ihrer Sendung“ mit dazu bei, die Zeit herbeizuführen, wenn sie uns überhaupt beschieden sein sollte, in der hohe Kunst wieder möglich ist. Einzelne waren dafür immer schon tätig; „aber Größeres und Dauerndes würde erreicht, wenn ein Volk der Pfleger wäre.“ Den Blick auf unser Volk lenkend ruft er, wie Hölderlin, schmerzbewegt aus: „Und Deutschland – soll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geist und Macht stehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefsinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, soll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerschellt an der Uneinigkeit seiner Glieder?“

Eines vor allem tut not: Sammlung, Einsicht und Besinnung, um sich nicht in der Unrast des modernen Lebens zu verlieren. Trieb, Tempo und die Erscheinungen unsrer Zeit sind dem zuwider. Aber unsere Aufgabe ist es, sie zu beherrschen, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen. Denn dies würde völligen Verfall bedeuten. Aber sie lassen sich auch nicht verleugnen und spotten der Verneinung. Erst müssen wir ihrer ganz Herr werden, um sie dann zum Bau des Neuen benutzen zu können. In solcher Krisis gilt heute wie damals Stifter's Mahnung: „In dieser Zeit lasse sich keiner, dem Gott Kräfte zu künstlerischen Hervorbringungen verliehen hat, entmutigen, er arbeite in höheren Kreisen, von seinem Geiste beseelt, mutig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihten kommt und der Lohn in seinem Bewußtsein liegt.“

Vom romantischen Rätsel

Von Adolf Dyroff

Dem Ernste soll der Hauptinhalt unsrer Blätter gewidmet sein. Doch was wäre Ernst ohne „Schimpf“? Was Tat und Arbeit ohne „Muße“? So darf denn in einer „Tauge-
nichtsecke“ auch von etwas Nebensächlichem gesprochen werden. Doch vielleicht ist es nicht ganz so etwas Nebensächliches, das Rätsel! Zu den neuzeitlichen klüglich ausgeheckten Mitteln, die menschliche Seele dem Mechanismus zu unterwerfen, zählen neben Tanzepidemien und anderm Unfug die Kreuzwörterrätsel und ihre Verwandten. Ausbildung des Gedächtnisses ist gut. Aber die neueste Rätselmode treibt zur Einschläferung des Geistes, zur Belastung der Seele mit wüsten und meist wertlosen Stoffsplintern, kurz zur Verdummung des Volkes. Was die „Illustrierten“ Zeitungen neuesten Stiles neben den Kreuzwörterrätseln und Konsorten bieten, ist oft genug fade, gekünstelteste, ärgerreichste Silbenstecherei.

Darum tut jeder ein Gutes, der die Geister wieder an das alte romantische Rätsel gewöhnt, das, am flackernden Herde kleinem begierigen Kreise vorgesetzt, Verstand, Phantasie, Gefühl und Trieb aufreizt und so das ganze Gemüt in rascheren Schwung bringt. Aus der Geschichte des romantischen Rätsels, die 1802 mit Schillers „*Turandot*“ beginnt und über Schleiermacher zu Franz Brentano führt, ließe sich hundertlei Erfreuliches und Erquickendes mitteilen. Für heute nur soviel, daß hoch über Franz Brentanos nicht selten äußerlicher Kunst und über Schleiermachers kargen Einfällen das „*Rätselbüchlein*“ von Wilhelm Neumann steht. Im „Drei Masken-Verlag“ zu München ist es 1924 erstmals herausgekommen und jetzt zum Preis von 3 Mark zu haben, ein ganz entzückendes Festgeschenk, überaus geschmackvoll nach Einband, Druck und Inhalt. Ich habe mehrfach an regnerischen Sonntagnachmittagen und in geruhsamen, müden Nächten daraus vorgelesen und damit helle Wonne und lebhaft geistige Anregung entzündet.

Neumann, ein ungemein geschätzter und erfolgreicher Nervenarzt in Baden-Baden, hat durch den verstorbenen Berner Professor Philipp Lotmar, einen Juristen, den ersten Antrieb zum Dichten ‚feiner‘ Rätsel erhalten. Im freundlichen Wettkampf mit

Lotmar entstanden Neumanns erste Musenkinder. Brentanos „*Aenigmatias*“ wurde ihm erst viel später bekannt. Statt langer rhetorischer Umschweife lassen wir jedoch lieber gleich einige Rätsel für Büchlein, Art und Dichter sprechen. Ein erst kürzlich veröffentlichtes trete voran:

Botschaft.

Fliege, kleines Liebeszeichen,
Halb ein Kosen, halb ein Scherz –
Ja, du wirst dein Ziel erreichen –
Mitten in ein frohes Herz!

Wende dich, bis Kopf und Ende
Du ins Gegenteil verkehrst,
Such dir dann die lieben Hände,
Die du demutvoll verehrst.

Nur mögen von den vielen prächtigen Rätseln des Büchleins nur noch zwei folgen:

Die Hexe.

O wehe, welch ein schreckliches Gericht!
O laßt mich, eine Hexe bin ich nicht!

Verborgen lebt ich in der Schwestern Bunde,
nun führt mich jeder vogelfrei im Munde,
o weh, der gier'ge Henker greift nach mir –
o laß mich, Henker! Zieh nicht so an mir!

Schon zuckt ums Haupt mir roter Flammenschein,
schon frißt in meine braune Kutte ein!
Der Rauch steigt auf; grau werd ich vor Entsetzen –
wie könnt ihr euch an meinem Tod ergötzen?

Böses Gesindel.

Nein, was ist das für ein Lumpenpack!
Und gerissen! Wirklich zum Verfluchen
Sitzt der Schlingel dir einmal im Sack,
Kannst du bald den letzten Heller suchen

Schläge nützen nichts bei diesem Tropf,
nur durch Stiche wird er überwunden;
hat er sich mal richtig vollgestopft,
ist er plötzlich sowieso verschwunden.

Für sein bestes Rätsel hält der Dichter nach gütiger Mitteilung seiner Gemahlin sein erstes, den „Tänzer“:

Tänzer im Perlenkleid
Hüpft auf dem Rasen,
Schwingt sich im Gliederwurf
Höchster Ekstasen.

Wie er sich aufwärts hebt
Rauschend und schnelle,
Bleibt er doch unentschwebt
Fest auf der Stelle.

Neigt sich im Windeswehn
Sonnenerglühend,
Ach, und im Abwärtsdrehn
Stirbt er versprühend.

Eine Enttäuschung befürchte ich bei niemand, der sich in die höchst witzigen feingeschliffenen Verse versenkt und dem dann plötzlich an irgend einer Stelle zu seiner innigen Freude die Erleuchtung kommt. Von der Aphorismensammlung des 42jährigen, der er den Titel „*Die Laterne*“ gegeben hat, wäre ein Mehreres noch zu reden (sie ist 1927 in Heidelberg erschienen). Für heute genüge uns der glänzende, geistvolle Rätseldichter!

Eichendorff-Bibliographie

Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur. Zusammengestellt von Karl Freiherrn von Eichendorff. (Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff, 22. Band). 8° (VIII u. 160 S.). Regensburg (o. J.), Josef Habel. Brosch. M 2,-; geb. 3,-.

Diese reichhaltigste und umfassendste wissenschaftliche Zusammenstellung der gesamten Eichendorff-Literatur ist das Ergebnis jahrelanger, gewissenhafter Arbeit. Von dem Enkel und Geisteserben des Dichters angefertigt und anfänglich nur zum Privatgebrauch bestimmt, wird nun das stattliche bibliographische Verzeichnis durch die Veröffentlichung allen zur Verfügung gestellt, die für Eichendorffs Persönlichkeit und Geisteserzeugnisse wissenschaftliches oder doch mehr als bloß flüchtiges Interesse besitzen. Das schmucke Bändchen erscheint zwar im Rahmen der historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs Werken, ist aber auch einzeln käuflich. Wer heute etwa die dürftigen bibliographischen Angaben über Eichendorff, die Richard M. Meyer noch in der 2. vermehrten, 1907 erschienenen Auflage seines „*Grundrisses der neuere deutschen Literaturgeschichte*“ auf sage und schreibe einer halben Druckseite (S. 83) bot, mit dem 160 Seiten umfassenden Verzeichnis, das uns nun der Enkel des Dichters vorlegt, vergleicht, erhält eine lebhaftere Vorstellung von dem gewaltigen Anschwellen des Eichendorff-Schrifttums. Allerdings sollte in Meyers „Grundriß“ das ganze deutsche Schrifttum Berücksichtigung finden, und daß innerhalb dieser Grenzen die Vertreter der Romantik stiefmütterliche Behandlung erfahren, darf bei der bekannten, ziemlich ausgesprochen antimantischen Einstellung des Goethebiographen Meyer nicht wundernehmen. Sodann hat Karl von Eichendorff auch kürzere Zeitschriften- und Zeitungsartikel in seine Zusammenstellung aufgenommen. Aber selbst bei voller Berücksichtigung der genannten Momente bleibt ein riesiges Anwachsen der Eichendorff-Literatur nicht nur für die letzten zwei Dezennien als sicheres Charakteristikum, und der Herausgeber hat Recht, wenn er einleitend bemerkt: „Immer deutlicher bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß wir an Eichendorff nicht nur einen unserer größten Dichter, sondern auch einen Führer besitzen, der uns durch die Wirrnisse der Zeit einen sichern Weg zu weisen berufen ist“.

„*Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*“ umfaßt vier größere Abteilungen und einen kleinen Anhang. Der erste und umfangreichste Teil verzeichnet die bibliographischen Quellen und deren fachwissenschaftliche Würdigungen. Es folgen: Lebensbeschreibungen, Charakteristiken, Biographische Einzelheiten, Eichendorff in der Musik, in der Literatur, in der bildenden Kunst u. a. Dann weiter: Dem Dichter gewidmete Schriften, Faksimiles, Jubiläumsartikel, Briefe von und an Eichendorff, Stammbücher, Eichendorff im Weltkrieg. Der zweite kürzere Teil trägt die Überschrift „*Familiengeschichtliches*“. Die dritte, 59 Seiten umfassende Abteilung ist ausschließlich

den Werken gewidmet, während die vierte die wissenschaftlichen Besprechungen registriert (Untersuchungen zu den Gedichten und den Prosaschriften, Literarische Einflüsse, Sprache, Metrik). Ein Anhang („Verschiedenes“ und Nachträge) beschließt das handliche, für praktische Zwecke angelegte Verzeichnis.

Wie Karl von Eichendorff im Vorwort betont, ist die Anordnung des reichen Materials – die zunächst vielleicht etwas befremdet - nach reiflicher Überlegung getroffen worden; die Reihenfolge innerhalb der einzelnen Gruppen entspricht dem chronologischen Prinzip. Daß diese Zusammenstellung auf unbedingte Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, wird ausdrücklich zugegeben. Lücken von größerem Belang, oder auch schwerwiegende sachliche Versehen, dürften sich indes kaum darin finden. So bildet denn das gefällig ausgestattete, mit vier Bildern geschmückte Büchlein eine sehr dankenswerte Bereicherung der großen historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs Werken und zugleich ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle Geistesarbeiter, die sich mit dem sangesfreudigsten und volkstümlichsten aller Romantiker eingehender befassen.

Alois Stockmann. S. J.

Ein Enkel Eichendorffs †

Am 17. Oktober d. J. starb zu München im 69. Lebensjahre unerwartet infolge eines Herzschlages der Königl. Preuß. Oberstleutnant a.D. Arnold Freiherr von Eichendorff, ein Enkel des großen schlesischen Romantikers. Die Nachricht von dem Ableben dieses echt ritterlichen Offiziers und aufrechten Mannes hat nicht nur seine Angehörigen, sondern auch seine ehemaligen Kameraden und Untergebenen, deren Wertschätzung er sich in hohem Maße erfreute, auf das tiefste erschüttert. – Die Beisetzung erfolgte am 20. Oktober in der Begräbnisstätte der Familie auf der Fraueninsel im Chiemsee, in unmittelbarer Nähe des Grabes seiner Schwester, der 1921 verstorbenen Äbtissin des Benediktinerinnenstiftes Frauenwörth. Zahlreiche Leidtragende hatten sich neben den Hinterbliebenen zu der Trauerfeier eingefunden. Die gesamte Inselbevölkerung – die Kinder mit Blumensträußen in der Hand – der Kriegerverein mit Fahne, die Zöglinge des Klosterinstituts und eine Anzahl Klosterschwestern gaben dem Dahingegangenen das letzte Geleit. Eine Fülle von Blumenspenden umrahmte das frische Grab. Böllerschüsse erdröhnten, als der Sarg der Erde übergeben wurde.

Vergeßt nicht Eichendorffs Heimat!

Der Almanach AURORA erscheint in einem oberschlesischen Verlage; seine Waldbilder führen in das Eichendorffland Oberschlesien. Damit gibt Oberschlesien seinen Willen kund, immer dort zur Stelle zu sein, wo es gilt, das Andenken seines größten Dichterlandsmanes zu pflegen und zu mehren.

Und es ist wie ein Symbol, daß Joseph von Eichendorff, im **oberschlesischen** Walde geboren, der Dichter des **deutschen** Waldes geworden ist!

Oberschlesien ist heute durch das Versailler Friedensdiktat und die nachfolgenden Fehlentscheidungen in zwei blutende Hälften zerrissen worden. Die unnatürliche neue Grenze zerschneidet nicht nur die wundervolle Einheit des oberschlesischen Industriegebietes, sondern geht auch mitten durch den oberschlesischen Wald. Wir dürfen und wollen nicht müde werden, für das deutsche Oberschlesien und seine große Grenzlandnot zu werben.

Wer lebendigen Anteil nehmen will an der schöpferischen Leistung des oberschlesischen Volkes und an dem deutschen Wiederaufbau in dieser Südostecke des Reiches, der halte und empfehle die führende Kulturzeitschrift „*Der Oberschlesier*“ (Erscheinungsort Oppeln – Bezugspreis vierteljährl. 3.- M, zuzüglich 45 Pfg. Portogebühren). Unsere Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“ ist im Laufe der letzten Jahre vielfach für Eichendorff und die deutsche Romantik eingetreten und wird auch weiterhin eine rechte Eichendorffzeitschrift sein.

Karl Sczodrok.